Ein verlorenes Geschlecht.

Erster Band.

Ein verlorenes Geschlecht.

Roman

von

Max Ring.

Erster Band.

Berlin, 1867.

Verlag von Otto Janke.

Herrn

Schulze-Delitzsch,

dem Gründer der deutschen Genossenschaften,
dem hochverehrten Freunde gewidmet

von dem Verfasser.

I.

Ein hoher Mord.

An einem August-Abende 1847 hatte sich in dem eleganten Salon der Frères Provençaux eine Gesellschaft von Schriftstellern, Journalisten, Schauspielern, jungen und alten Lebemännern, sowie mehreren Damen, besonders der Theaterwelt, zu einem glänzenden Souper versammelt.

Man sah daselbst den älteren Dumas mit dem Kopfe eines Negers, der Phantasie eines arabischen Märchenerzählers und der Sprache des Gascogners, seinen nicht minder begabten Sohn, der damals durch seine ersten Loretten-Romane das größte Aufsehen erregte und durch seine gemessene Haltung mit der südlichen Beweglichkeit und Lebhaftigkeit seines Vaters contrastirte. Da waren fer-

ner Jules Lecomte, der gewandte Feuilletonist, der so reizende und pikante Geschichten aus der Pariser Gesellschaft zu erzählen wußte, mehrere angehende Diplomaten, welche ihm dazu den Stoff lieferten, einige Fremde von Distinction, darunter der polnische Fürst Bulski, ebenso interessant durch seine mannichfachen Abenteuer wie durch seine ganze Erscheinung.

Auch ein junger Socialist, Namens Fevrier, hatte sich eingefunden und trug durch seine kühnen Behauptungen und gewagten Paradoxen mehr zur Erheiterung als zur Belehrung der Versammlung bei. Unter den Damen bemerkte man eine emancipirte russische Gräfin, die Freundin des jungen Dichters, die geistreiche Schauspielerin Dorval, Fräulein Judith, die ausgelassene Grazie des Vaudeville, die schöne Athenais, eine Zierde des Ballets, und außerdem noch einige elegante Damen von zweifelhafter Stellung und noch zweifelhafterem Rufe, aber unbezweifelter Schönheit und Liebenswürdigkeit.

Die Unterhaltung wurde mit französischer Lebhaftigkeit geführt und berührte die verschiedenen Tagesereignisse und Begebenheiten, vorzugsweise

aber die Chronique scandaleuse von Paris, der es nicht an Stoff gebrach. Man lebte damals in einer Zeit politischer und socialer Aufregung, durch welche sich die letzten Jahre Louis Philipp's auszeichneten.

Die bekannten Corruptions-Processe erhielten das Publikum in fortwährender Spannung und legten schonungslos die Wunden und Schäden einer frivolen und durchaus materiellen Gesellschaft bloß. Da war fast keine einflußreiche und bedeutende Persönlichkeit, auf der nicht ein Makel oder Flecken haftete, von der man sich nicht irgend eine compromittirende Geschichte zu erzählen wußte.

Die Regierung des Bürgerkönigs, welcher hauptsächlich durch Förderung der materiellen Interessen seinen Thron zu sichern suchte, hatte mit dazu beigetragen, den sittlichen Boden zu unterhöhlen, die Speculationswuth zu reizen und an die Stelle der höheren Güter die Sucht nach schnellem Gewinn und den damit verbundenen frivolen Lebensfreuden zu setzen. In allen Ständen machte sich mehr oder minder ein scharf ausgesprochener Egoismus bemerkbar, Gold und Genuß war die Losung

des Tages, und kein Weg, kein Mittel wurde gescheut, um zu diesem Ziele zu gelangen.

Diese materielle Richtung der Zeit hatte nach und nach alle Verhältnisse und Beziehungen des Lebens durchdrungen und die Grundlagen der bürgerlichen Gesellschaft angegriffen und tief erschüttert. Die festesten und heiligsten Bande hatten sich gelöst, und selbst in die Familie war das zersetzende Gift gedrungen und bedrohte den Kern aller menschlichen Verbindungen.

Täglich hörte man von scandalösen Verhältnissen, von wüsten Orgien, Bestechungen und Verbrechen der höheren und besseren Stände, die von der Presse mit einer gewissen Schadenfreude wiedererzählt und ausgebeutet, von den Feinden des Bestehenden benützt wurden, während das darbende und hungernde Volk, sich seiner traurigen Lage immer mehr bewußt, innerlich gährte, und nur auf die Gelegenheit wartete, die gegenwärtige Regierung und mit ihr die herrschende Corruption zu stürzen.

Die Revolution, die sich unterdessen im Stillen vorbereitete, hatte sich die Aufgabe gestellt, nicht

nur eine politische, sondern hauptsächlich eine sociale Umgestaltung herbeizuführen.

Diese Auffassung wurde noch bedeutend genährt und unterstützt durch die Lehren des Communismus und Socialismus, die trotz mancher ihnen anhängenden Uebertreibung zahlreiche Anhänger und schwärmerische Schüler gefunden hatten.

Allgemein fühlte man die Nothwendigkeit einer großen Veränderung, ahnte man die sociale Erschütterung, die unvermeidlich schien, erkannte man die fortschreitende sittliche Fäulniß, deren zunehmende Verbreitung die Besseren mit Furcht vor der Zukunft erfüllte, erwartete man mit Spannung eine in alle Verhältnisse tief eingreifende Revolution, ohne jedoch den Muth und die Kraft zu besitzen, derselben durch angemessene Reformen und Verbesserungen zuvorzukommen.

Man wußte, daß man auf einem Vulcan stand, aber statt ihn zu verlassen, berauschte man sich in dem Feuerwein, der an seinem Fuße wuchs, stürzte man sich in einen Strudel von Genüssen und Vergnügen, um die mahnende Stimme des Gewissens zu betäuben, die Furcht vor dem Kommenden zu beschwichtigen.

Gerade das Gefühl dieser inneren Unbehaglichkeit trug nur noch wesentlich dazu bei, das Haschen nach Genuß und materiellen Freuden zu steigern, die Frivolität zu erhöhen und immer neue Zerstreuungen zu suchen, die zu einer völligen Blasirtheit nothwendiger Weise führen mußten.

Auch die Gesellschaft, welche sich in dem Salon des bekannten Restaurants eingefunden, zeigte in ihrem Wesen und in ihrer Unterhaltung dieselben Symptome der allgemeinen Zersetzung. Die unter Schriftstellern und Künstlern meist freiere Sprache hatte eine gewisse lascive Färbung angenommen, obgleich hie und da wohl auch ein ernsteres und bedeutenderes Wort gewechselt wurde, den Blumen vergleichbar, welche zwischen Unkraut und Nesseln blühen.

Besonders aber zeichneten sich die anwesenden Damen durch die Frivolität ihres Tones und durch eine gewisse kecke Unbefangenheit aus, womit sie die verfänglichsten Geschichten und Verhältnisse berührten.

Eben erzählte die reizende Judith im Kreise der

Herren mit einer Mischung von bewunderungswürdiger Naivetät und noch bewunderungswürdigerem Cynismus eine Begebenheit aus ihrem Leben ganz im Geiste und in der Ausdrucksweise des Decameron von Boccaccio, als sich ihr die ernstere Dorval näherte, um nach der Ursache der allgemeinen Heiterkeit zu fragen.

„Das ist nichts für Damen," rief ihr die ausgelassene Muse des Vaudeville entgegen, worauf Madame Dorval, die keineswegs in diesen Ton einstimmte, sich mit einem leichten Achselzucken zurückzog, um mit dem älteren Dumas in einer anderen Ecke des Salons sein neuestes Drama zu besprechen, worin ihr eine Hauptrolle zugedacht war.

Fräulein Judith, welche die Lacher auf ihrer Seite hatte und sich durch den Beifall der Herren zu immer größerem Uebermuthe angestachelt fühlte, wendete sich an die schöne Tänzerin, die kokett mit dem Brillantschlosse ihres kostbaren Armbandes spielte, um dabei zugleich den prachtvollen Schmuck und die Weiße ihrer sorgfältig gepflegten Hände zu zeigen.

„Wie theuer", fragte die übermüthige Judith

ihre Nachbarin, „haben Sie das Armband bezahlt?“

„So was,“ entgegnete die Tänzerin mit einem gewissen Stolz, „kauft man nicht; das bekommt man geschenkt.“

„Und welches Gegengeschenk haben Sie dafür gemacht?“ fragte boshaft die Schauspielerin unter allgemeinem Gelächter.

Minder geistreich als schön, blieb die gekränkte Tänzerin die Antwort auf die keineswegs zweideutige Frage schuldig, worauf Fräulein Judith, welche im besten Zuge war, sich mit verstelltem Ernste an den jungen Socialisten wendete und von ihm seine Ansichten über die Stellung der Frauen in der bürgerlichen Gesellschaft zu hören wünschte.

Seine etwas pedantische Auseinandersetzung wußte sie durch allerlei schmelmische und schalkhafte Fragen zu unterbrechen und in höchst komischer Weise zu verwirren, indem sie ihn, ohne daß er es zu bemerken schien, ebenso anmuthig als geistvoll verspottete. Nachdem sie eine zeitlang sich und die übrige Gesellschaft mit diesem neckenden Spiel unterhalten, rief sie plötzlich:

„Aber, mein Gott, warum essen wir denn nicht? Ich habe einen entsetzlichen Hunger."

„Wir müssen noch auf den Redacteur des Constitutionnel warten," entgegnete einer der Herren.

„Wie ungalant," sagte die Schauspielerin, „daß der uns warten läßt. Man ist gewohnt, daß er mit seinem Geiste zu spät kommt, aber sein Magen pflegt doch sonst pünktlich wie der Kanonenschuß der Sternwarte zu sein. Ich schlage vor, daß wir uns ohne ihn zu Tisch setzen."

„Und ich stimme von ganzem Herzen bei," rief Fräulein Athenais, von der man behauptete, daß ihr Magen noch empfindlicher als ihr Herz wäre.

Auch die Uebrigen waren einverstanden, und der aufwartende Diener erhielt den Befehl, anrichten zu lassen, als der sehnlichst erwartete Redacteur noch zur rechten Zeit erschien und sein spätes Kommen durch ein unerwartetes Ereigniß zu entschuldigen suchte.

Ehe er aber noch zu Worte kommen konnte, unterbrach ihn Fräulein Judith mit allerlei Scherzreden, welche die größte Heiterkeit hervorriefen. Um

so schärfer contrastirte damit die plötzliche Bestürzung, von der sämmtliche Anwesenden ergriffen wurden, als der bekannte Journalist mit tiefer Erschütterung und vor innerer Bewegung zitternder Stimme sagte:

„Ich komme soeben aus dem Hotel Sebastiani, wo die Herzogin von Choiseul-Praslin — von ihrem eigenen Gatten ermordet worden ist."

Einen Augenblick herrschte das tiefste Stillschweigen, und keiner der Anwesenden vermochte ein Wort hervorzubringen. Die unerwartete Nachricht wirkte lähmend und niederschmetternd wie ein Blitzstrahl aus unbewölktem Himmel.

Die Meisten schienen zu zweifeln, ein derartiges Verbrechen in solch hoher Sphäre für unmöglich zu halten; aber der Ernst des Redacteurs, sowie seine tiefe Erschütterung bezeugten nur zu sehr die Wahrheit seiner Mittheilung.

Nachdem sich die Gesellschaft von diesem ersten betäubenden Eindruck erholt hatte, regte sich die Neugierde nach den näheren Umständen, wurde der Schreckensbote von allen Seiten mit Fragen be-

stürmt und um eine genaue Auskunft vielfach angegangen.

„Leider," nahm der von allen Seiten bestürmte Redacteur das Wort, „kann das Factum nicht mehr bezweifelt werden. Die Thatsache steht fest, daß der Herzog von Choiseul, der Erbe eines so hohen Namens, der Sprosse eines Zweiges aus souveränem Geblüt, nein, der erste Würdenträger und Pair von Frankreich, der Besitzer eines unermeßlichen Vermögens, seine eigene Gattin anf die schändlichste Weise ermordet hat."

„Entsetzlich!" rief die gefühlvolle Dorval, „das Ungeheuer, eine solche Frau zu tödten. Ich habe die Ehre gehabt, die Frau Herzogin zu kennen und zu bewundern. Sie besaß alle Tugenden, um einen Mann zu beglücken, sie war die treueste Gattin, die beste Mutter auf der Welt. Ich kann noch immer nicht die Nachricht glauben."

„Und doch ist sie nur zu wahr. Heute in der Morgenstunde fand man die Herzogin in ihrem Schlafzimmer auf dem Boden ausgestreckt, den Kopf an den Divan gelehnt und in ihrem Blute schwim-

mend. Alles deutete darauf hin, daß die Ermordete einen heftigen Widerstand geleistet haben mußte. Die Wände und Möbel, die ich selbst gesehen, erzählten gleichsam die blutige Tragödie dieses nächtlichen Kampfes, den entsetzlichen Roman aus dem ehelichen Leben der Gegenwart. Neben dem Bette der Unglücklichen und um das untere Ende der Klingelschnur erblickte ich schaudernd noch die blutigen Spuren ihrer abwehrenden Hände. An dem Täfelwerk der in den Salon führenden Thür Blut in großer Masse zerrieben, wie wenn ein Körper dagegen gedrängt worden wäre, der Marmor des Schreibtisches mit Blut befleckt, die Ueberzüge, die Vasen auf dem Kamin, der Teppich, die Pantoffel und das Messer, womit die Herzogin ihr frugales Abendbrot geschnitten, Alles bespritzt und verunreinigt, mit gewaltsam ausgerissenen Haarbüscheln vermischt."

„Halten Sie ein," rief Fräulein Judith dem Erzähler zu, „und verschonen Sie uns mit diesen furchtbaren Details, wenn Sie nicht wollen, daß ich ohnmächtig werde."

„Aber der Herzog?" fragte der ältere Dumas mit seiner gewöhnlichen Lebhaftigkeit. „Welche Gründe berechtigen zu der Annahme, daß er der Mörder sei?"

„Sie sollen sogleich das Nähere von ihm erfahren," versetzte der Redacteur. „Als ihm der traurige Vorfall gemeldet wurde, rief er beim Anblick des gräßlichen Schauspiels mit erheucheltem Entsetzen: O, mein Gott, mein Gott! Wer hat den ein solches Verbrechen begehen können! Hilfe! Hilfe! ein Arzt! Nach einiger Zeit setzte er händeringend hinzu: O, arme Frau! o, arme Frau! welches Ungeheuer hat sie ermordet? Dann warf er sich auf das Bett, raufte sich in scheinbarer Verzweiflung die Haare und jammerte laut: Die armen Kinder! Wer soll es ihnen mittheilen? Sie haben keine Mutter mehr!"

„Und das Alles sollte nur eine gut gespielte Comödie gewesen sein?" fragte zweifelnd der Schriftsteller. „Ich hätte dem Herzog ein solches Talent für Verstellung nicht zugetraut."

„Hören Sie nur weiter. Unterdessen war auch

der General Sebastiani, der Oheim der Ermordeten und Bruder ihres unglücklichen Vaters, des berühmten Marschalls, in das Schlafzimmer eingetreten. Beim Anblick der blutigen, zerfleischten Leiche fühlte sich der alte Krieger einer Ohnmacht nahe; der Kammerdiener eilte in das Zimmer des Herzogs, um ein Glas Wasser für den General zu holen. Die hier herrschende Unordnung mußte ihm auffallen. Der Herzog selbst fragte ihn in verlegenem Tone, was er hier zu suchen habe, und als jener Wasser forderte, äußerte er barsch, daß keines da sei. Und doch stand mitten im Zimmer der gefüllte Krug. Als aber der Kammerdieuer daraus Wasser schöpfen wollte, sagte ihm der Herzog, er sollte ihn stehen lassen, das Wasser sei schmutzig. Zugleich nahm er selbst sofort den Krug und schüttete den Inhalt desselben zum Fenster hinaus."

„Das ist allerdings auffallend," bemerkte einer der anwesenden Herren, „aber noch lange nicht hinreichend, um einen solchen Verdacht zu rechtfertigen."

„Es war nur ein Fingerzeig mehr für die indeß herbeigerufene Polizei. Dieselbe stellte die

nöthigen Untersuchungen ohne Zeitversäumniß an. Nachdem sie sämmtliche Diener und Hausleute vernommen, wurde der Herzog selbst in schonendster Weise nach den näheren Umständen des Verbrechens gefragt. Die Aussagen der Dienerschaft und die sich widersprechenden und verwirrten Berichte des Herzogs erregten den Verdacht des Criminal-Beamten, so daß dieser den Letzteren aufforderte, seine Toilette zu wechseln. Als der Herzog seine Kleider ablegte, fand man eine grüne Schnur hinter seinem Hosenträger versteckt, angeblich das Band eines Pulverhorns, außerdem in der Tasche seines Rockes einige mit Blut befleckte Stricke. Seine Beinkleider, sein Hemd waren blutig, der Aufschlag seines Rockes feucht und frisch gewaschen. Der Herzog leugnete auch diesen Umstand nicht, indem er vorgab, bei der Berührung mit der Leiche sich vielfach mit dem Blute derselben verunreinigt zu haben. Noch verdächtiger aber mußte ihn eine in dem Mordzimmer aufgefundene Pistole machen. Dieselbe war geladen und zeigte am Kolben einige mit Blut festgeklebte Haare; der Herzog vermochte nicht zu leug-

nen, daß diese Waffe ihm gehörte, obgleich er behauptete, daß er aus Furcht vor einem vermeintlichen Mörder sie zu sich gesteckt habe, als er, durch den Lärm seiner Leute erschreckt, in das Schlafcabinet seiner Frau gestürzt sei."

„So gravirend," sagte der geistvolle Jules Lecomte, „auch alle diese Umstände sein mögen, so fehlt mir doch gerade die Hauptsache — das genügende Motiv für ein derartiges Verbrechen. Wie mir bekannt, ist der Herzog keineswegs ein Mann, von dem man sich einer solchen That versehen kann, sondern eine durchaus passive Natur, ohne jede Spannkraft und Energie, gleich unfähig zum Guten wie zum Bösen, nachgiebig, ein Feind jedes Streites und in hohem Grade lenksam. Nehmen Sie noch dazu, daß er bereits länger als zwanzig Jahre verheirathet, Vater von zehn Kindern ist, und Sie werden mir eingestehen müssen, daß ohne ein hinlängliches Motiv das ganze Ereigniß bezweifelt werden muß. Nur ein teuflischer Haß, die wildeste Leidenschaft, der furchtbarste Widerstreit der Interessen könnten im Stande sein, einen solchen Mann in dieser Stellung und unter diesen Verhältnissen

zu einem unbarmherzigen Mörder seiner eigenen Frau, der Mutter seiner Kinder, zu machen."

„Sie irren sich auch nicht," entgegnete der Redacteur, „wenn Sie ein derartiges Motiv voraussetzen. Auch ist es den Bemühungen der Polizei gelungen, dasselbe zu ermitteln und festzustellen."

„Und ich wette meinen Kopf," rief der ältere Dumas, „daß eine Frau dabei ihre Hand im Spiele hat."

„An allem Unglück," bemerkte die liebenswürdige Dorval, „sollen und müssen wir armen Frauen einmal die Schuld haben. Als wenn die Männer nicht allein sündigen könnten!"

„Es sündigt sich angenehmer zu Zweien," versetzte der Dichter. „Aber wir wollen doch erst hören, ob ich mich nicht getäuscht habe."

„Ihre Vermuthung," bestätigte der Redacteur verbindlich, „beweist nur von neuem Ihren psychologischen Scharfblick. Der stärkste Verdacht der Mitschuld oder vielmehr der moralischen Urheberschaft lastet allerdings auf einer Frau, der ehemaligen

Gouvernante der herzoglichen Kinder, einer Demoiselle Deluzy."

„Gewiß eine Scheinheilige, so ein weiblicher Tartuffe!" bemerkte Fräulein Judith. „Ich hasse diese fromme Heuchelei und lüsterne Frömmigkeit, diese Weiber mit dem Himmel auf den Lippen und der Hölle im Herzen, diese ganze Hände faltende und Augen verdrehende Zunft. Wer sündigt, muß wenigstens ehrlich sein und Farbe bekennen."

„Ihr Glaubensbekenntniß," versetzte der Fürst Vulski, „entzückt mich. Ein rechter Sünder steht dem Himmel näher als mancher Kirchgänger. Im eigenen Interesse aber wünsche ich, daß Sie, mein Fräulein, sich mit der Buße nicht beeilen mögen."

„Damit hat es auch keine Noth," lachte die ausgelassene Schauspielerin, indem sie ihre tiefe Erschütterung wegzuspotten suchte.

„Still!" gebot die neidische Tänzerin. „Die Geschichte fängt an, mich zu interessiren. Bitte, bitte! Erzählen Sie uns doch, ob die Gouvernante jung und schön ist. Hat sie mit dem Herzog ein

Verhältniß gehabt und wie hat sich dasselbe angesponnen?"

„Wie ich von einem befreundeten Beamten hörte," fuhr der Redacteur in seinem Berichte fort, „ist das Fräulein Deluzy auf Empfehlung der Gräfin Flahaut in das Haus und in die Familie des Herzogs als Gouvernante gekommen. Jung, talentvoll und reichlich von der Natur begabt, verbindet sie mit einem Charakter à la Maintenon die zierlichste Figur und eines jener Roxelanen-Gesichter, die grade durch ihre pikante Unregelmäßigkeit fesseln und anziehen. Eine ebenso ausgezeichnete Musikerin als geschickte Malerin und gewandte Schriftstellerin, übte sie bald durch ihre Talente und ihren feinen Tact einen unwiderstehlichen Zauber auf ihre ganze Umgebung aus. Sogleich gelang es ihr, die leidenschaftliche Liebe der ihr anvertrauten Kinder in einem so hohen Grade zu gewinnen, daß die mütterliche Eifersucht dadurch erregt wurde. Noch größer wurde der Schmerz und die Unruhe der Herzogin, als sie zu bemerken glaubte, daß auch ihr Gatte sich lebhaft für die

neue Gouvernante zu interessiren anfing und die Neigung seiner Töchter für dieselbe, nur noch in erhöhtem Grade, theilte. Bald verlangte die Herzogin gebieterisch die Entlassung der gefährlichen Person, welche ihr zugleich die Liebe ihrer Kinder und des von ihr bisher leidenschaftlich angebeteten Mannes zu rauben drohte.

Wider Erwarten weigerte sich jedoch der Herzog, die ihm theure Gouvernante zu verabschieden, unter dem Vorwande, daß sie ihm keinen Grund zur Unzufriedenheit gegeben habe, sondern vielmehr für die Erziehung seiner Kinder unentbehrlich geworden sei, weßhalb er unbegründeten Vorurtheilen und unstatthaften Launen sich nicht fügen wolle. Von nun an war der Friede dieser glücklichen Familie gestört. Zur Verzweiflung getrieben, suchte die Herzogin durch alle ihr zu Gebote stehenden Mittel die ihr verhaßte Nebenbuhlerin zu entfernen; sie holte sich Rath bei dem Sachwalter ihrer Familie, sie wendete sich an die Autorität ihres hochgestellten Vaters, des früheren Ministers Sebastiani, sie nahm selbst ihre Zuflucht zu dem Ansehen der

Königin, indem sie diese flehentlich bat, sie möge zwischen ihr und ihrem Mann ins Mittel zu treten geruhen. Als die gütige Königin dem Herzoge deßhalb milde Vorstellungen machte, verneigte sich derselbe ehrerbietig und versprach, indem er die argwöhnische Empfindlichkeit seiner Frau bedauerte, Alles zu thun, um den häuslichen Frieden wieder herzustellen. Kaum aber in das Hotel zurückgekehrt, eilte er wuthentbrannt in das Zimmer der Herzogin, um sie mit Vorwürfen zu überhäufen, indem er ihren Schritt eine Denunciation, eine niederträchtige Infamie nannte und die heftigsten Drohungen ausstieß."

„Ich weiß," bemerkte Madame Dorval," daß die arme Herzogin von jeher an übermäßiger Eifersucht litt, der einzige Fehler, den man ihr vorwerfen konnte."

„Aehnliche Auftritte wiederholten sich fast täglich; umsomehr mußte es überraschen, daß die Gouvernante vor vier Wochen das Haus des Herzogs plötzlich verließ und in die Erziehungsanstalt einer Madame Lemaire eingetreten war. Hier empfing

sie jedoch nach wie vor die Besuche des Herzogs. Noch am Abend vor dem Morde war er in Gesellschaft seiner Töchter und seines kleinen Sohns bei ihr gewesen; Grund genug, um die Mitschuld der Deluzy anzunehmen und ihre sofortige Verhaftung zu rechtfertigen."

„Ich zweifle keinen Augenblick," sagte die Tänzerin, „daß diese Intriguantin die eigentliche und alleinige Ursache des Mordes ist. Nach Allem, was Sie uns von ihr erzählt haben, muß sie eine ebenso schlaue als ehrgeizige Heuchlerin sein. Wahrscheinlich begnügte sie sich nicht wie Unsereins mit der Liebe des Herzogs, sie wollte seine Frau werden und hat ihn zu dem Verbrechen getrieben. Hoffentlich wird sie der gerechten Strafe nicht entgehen, und ich werde mich freuen, ihrer Hinrichtung beizuwohnen, wenn ich auch das Fenster mit tausend Francs bezahlen sollte."

In ähnlich hartem Tone sprachen sich die meisten der anwesenden Damen über ihre Mitschwester aus, obgleich sie doch sonst in allen Liebesangelegenheiten einen hohen Grad von Dul=

dung und Toleranz zeigten. Dagegen suchten sie den Herzog soviel als möglich zu entschuldigen, indem sie ihn als einen der Verführung ausgesetzten und ihr unterlegenen Mann betrachteten uud sein Verbrechen in mildester Weise beurtheilten, wogegen die Herren sich für Fräulein Deluzy mehr oder minder interessirten und sie in Schutz zu nehmen suchten.

„Und hat der Mörder," fragte der ältere Dumas nach einer Pause, „die That eingestanden?"

„Ich komme," entgegnete der Redacteur, „zu der ergreifendsten Scene dieses furchtbaren Dramas. Nach mehrstündigem Forschen und Zweifeln über den Urheber des Verbrechens traten die Beamten in das Zimmer des Herzogs, bereits überzeugt, daß hier der Mörder sei. Sich auf den Divan niederlassend und mit vornehmer Handbewegung sie einladend, seinem Beispiele zu folgen und sich Stühle zu nehmen, sprach mit erheuchelter Unbefangenheit der Herzog und Pair von Frankreich: Nun, meine Herren, ist man dem Mörder auf der Spur? — Wir glauben ihm auf der Spur zu sein, entgegnete

der Untersuchungsrichter. — Ist es ein Fremder? — Nein, Herr Herzog! — Es ist also Jemand aus dem Hotel? — Wahrscheinlich. Der Mörder, rief nun der Beamte aus, und mit dem Finger auf den Herrn v. Praslin deutend, der Mörder sind Sie, Herr Herzog! — Was, stammelte dieser, man wagt — — Ich wiederhole Ihnen, Herr Herzog, der Mörder — der sind Sie. Bei diesen zermalmenden Worten brach der Herzog zusammen, vergebens suchte er einige unzusammenhängende Worte hervorzubringen, die Zunge versagte ihm den Dienst. Wie vom Blitze getroffen sank er in eine Ecke des Sophas, den Kopf mit seinen Händen bedeckend, und schwieg. Seit diesem Augenblicke befindet sich der Herzog in den Händen der Polizei, welche jede seiner Bewegungen beobachtet, um jeden Versuch eines befürchteten Selbstmordes zu verhindern."

„Aber warum wird der Herzog nicht einfach in das Gefängniß abgeliefert, wie jeder andere Verbrecher?" fragte der Fürst Vulski, welcher mit dem größten Interesse den Mittheilungen des Redacteurs

gefolgt war und besonderen Antheil an dem Geschick des Herzogs zu nehmen schien.

„Nach den Bestimmungen der Charte," erklärte der Redacteur, „genießt der Herzog die Privilegien seines Standes. Als Pair von Frankreich kann er, selbst wenn er in flagranti bei einem Morde getroffen wird, nicht ohne Genehmigung der Pairskammer verhaftet werden. Da diese aber augenblicklich nicht zusammengetreten ist, so muß sie erst durch eine königliche Ordonnanz einberufen werden. Der König ist aber nicht in Paris sondern auf seinem Schlosse Eu-sur-Mer."

„Und in dieser Zeit," bemerkte der junge Socialist Fevrier, „wird der Verbrecher Gelegenheit finden, sich dem strafenden Arme der Gerechtigkeit zu entziehen. Wer steht uns dafür, daß sich der Herzog nicht bereits auf dem Wege nach England oder Amerika befindet, daß er nicht bereits von befreundeter Hand ein Gift erhalten hat, um der Schande und Agonie einer öffentlichen Hinrichtung zu entgehen? Aber es soll und muß ein öffentliches Beispiel gegeben werden. Die allgemeine Fäulniß

hat den höchsten Grad erreicht; nicht im Volke, sondern in den sogenannten besseren Ständen, nicht in den Gliedern, sondern im Haupte zeigt sich der Alles vergiftende Krebs der Corruption. Das Verbrechen lagert sich am Fuße des Thrones, es sitzt auf den Bänken der Pairs, im Conseil des Königs, in den Hallen des Gerichts. Wie zu den Zeiten Jugurtha's einst das ganze Rom, so ist ganz Paris jetzt käuflich und bestechlich, die Ehre der Männer, die Tugend der Frauen, die höchsten Räthe der Krone und die Hüter des Gesetzes. Die Religion hat hier längst ihren Nimbus verloren, die Kirche durch ihre eigenen Diener die Macht über die Gemüther eingebüßt. Es giebt nur noch Einen Cultus, nur noch Einen Gottesdienst — die Anbetung des goldenen Kalbes. Selbst die Liebe hat ihren Preis, das Herz seine Taxe. Es giebt nichts Heiliges, nichts Ehrwürdiges mehr."

„Und die Familie!" rief der Redacteur dazwischen. „Hat das Palladium der Sitte und jeder Tugend denn seine ganze Schutzkraft eingebüßt? Sind denn all die heiligen Bande gelöst und die Grundfesten der bürgerlichen Gesellschaft zertrüm-

mert, giebt es keine Gatten, keine Eltern, keine Kinder mehr, die für einander leben und, wenn es noththut, sterben?"

„Die Familie," entgegnete der junge Socialist, „hat sich überlebt, sie krankt an dem allgemeinen Egoismus, dessen Gift in ihren Adern schleicht. Ihre Basis ist untergraben, der Boden, in dem sie wurzelt, vollständig unterminirt. Was ist aus der Ehe geworden? Ein Spital für abgelebte Männer, eine Versorgungsanstalt für die Frauen. Die vom Staate sanctionirte Prostitution ist an ihre Stelle getreten. Das Laster hat sich am häuslichen Herde niedergelassen, und das Verbrechen bespritzt, wie wir eben gesehen haben, das eheliche Bett mit dem Blute der Gattin. Der Mann unterdrückt das Weib, die Frau betrügt den Mann, die Eltern opfern ihre Kinder und die Kinder erheben sich gegen ihre Eltern und warten mit Ungeduld auf ihren Tod, um die Erbschaft der Gestorbenen anzutreten. Die Ehe hat die Liebe getödtet und den Besitz jedes besseren Gefühls erstickt, jeder sittliche Halt ist zerstört, die Gesellschaft reif zum Untergange."

„Und doch,“ rief jetzt der jüngere Dichter, indem er sich erhob, „giebt es in diesem Chaos eine unangetastete, heilige Stätte, einen Altar, auf dem das heilige Licht der Liebe in ewigem Glanze strahlt — das Herz der Mutter. Mag auch Alles untergehen, die ganze Welt sich als Lug und Trug erweisen, das Mutterherz bleibt uns treu. In ihm finden wir alle Tugenden wie die Strahlen in einem Brennspiegel vereint, die höchste Selbstverleugnung, die vollste Hingebung, die größte Opferkraft. So oft ich den Namen Mutter ausspreche, ergreift mich ein heiliger Schauer. Unter ihrem Herzen hat uns unsere Mutter getragen, mit ihrem Blute uns ernährt, an unserem Bette gewacht und jeden Athemzug unseres Schlafes belauscht, unsere Thränen mit liebender Hand getrocknet, unsere Klagen durch milden Zuspruch gestillt, unsere Fehler tausendmal verziehen und das bitterste Leid für uns geduldet. Selbst die Verbrecherin liebt ihr Kind und trägt es auf den Händen. Die Welt kann nicht untergehen, so lange es Mütter giebt, sie sind die Schutzengel des Lebens, die wirklichen Retter der Gesellschaft.“

Die begeisterten Worte des talentvollen Schriftstellers wurden von der ganzen Gesellschaft mit enthusiastischem Beifall aufgenommen. In den Augen der liebenswürdigen Dorval schimmerten Thränen der Rührung, sie dachte an ihre einzige Tochter; selbst die frivole Tänzerin fühlte sich bewegt und gelobte im Stillen, ihrer Mutter, welche die Stelle einer Logenschließerin der Oper bekleidete, morgen eine ihrer abgelegten Roben zu schenken. Einer der anwesenden Herren ergriff sein mit schäumendem Champagner gefülltes Kelchglas und rief: „Dem Andenken unserer Mütter!"

Die ganze Gesellschaft erhob sich und stimmte laut in den begeisterten Toast ein, Alle leerten ihre Gläser, nur der polnische Fürst Bulski ließ das seinige unberührt, während ein halb schmerzliches, halb ironisches Lächeln über das auffallend schöne und interessante Gesicht zuckte.

II.

Mutter und Sohn.

Das Benehmen des Fürsten war nicht unbemerkt geblieben, und der jüngere Dichter, welcher ihn näher kannte und mit ihm befreundet war, richtete an ihn die Frage: „Warum trinken Sie nicht, mein Fürst auf das Wohl Ihrer Mutter?"

Nur mechanisch und wie gezwungen, da die Augen aller Anwesenden auf ihn gerichtet waren, griff der Fürst nach seinem Glase und leerte es auf Einen Zug, worauf er es so heftig niedersetzte, daß es mit schrillem Ton zerbrach.

„Wenn ich abergläubisch wie ein Römer wäre," bemerkte der Schriftsteller, „so würde ich das für ein übles Omen halten."

„Verzeihen Sie," entgegnete der Fürst, nachdem er sich gesammelt hatte, „meine Ungeschicklichkeit. Ich war zerstreut und dachte in diesem Augenblick an eine Geschichte, die vor Kurzem in meiner

Heimath einem meiner besten Freunde mit seiner Mutter begegnet ist. Der Stoff würde sich zu einem der interessantesten Romane unter Ihrer geistreichen Feder gestalten — obgleich er im schneidendsten Widerspruch zu Ihrer Verherrlichung der mütterlichen Liebe steht."

„Gleichviel, erzählen Sie nur! Wir armen Schriftsteller sind ohnehin immer um ergreifende Stoffe verlegen und danach begierig, wie der Geizige nach Gold. Wir können nie genug bekommen. Was aber meine Verehrung der mütterlichen Liebe betrifft, so wird diese keine Macht der Erde zu erschüttern vermögen. Ich selbst besitze in meiner Mutter das Ideal der Frauenwelt, sie hat mich gelehrt, selbst in dem verlorenen Weibe noch einen gefallenen Engel zu achten."

Auch der ältere Dumas wendete sich an den Fürsten mit der Bitte, die verheißene Geschichte zu erzählen, die er dramatisch zu bearbeiten versprach, wenn sie sich für das Theater eignen sollte.

Der Fürst jedoch zögerte noch immer, als gereue ihn sein voreiliges Versprechen, als koste es

ihn eine große Ueberwindung, dasselbe zu halten. Sein bleiches Gesicht war noch blasser geworden, ein eigenthümliches nervöses Zucken spielte um die fein geschnittenen Lippen und ein finsterer Schatten flog über die blendend weiße, von dunkelschwarzen Locken umgebene Stirn. Düstere Erinnerungen, die er vergebens zu bekämpfen suchte, waren in seiner Seele von neuem aufgestiegen; sichtlich kämpfte er in seinem Innern, ob er das lange bewahrte Geheimniß seiner Seele diesen frivolen Männern und Frauen preisgeben sollte. Er fürchtete, sich zu verrathen und doch trieb ihn jener dämonische Kitzel, dem er nur zu oft unterlag, das Bestreben und die Sucht, sich interessant zu machen, zu einem Schritt, den er im Voraus bereute. Gerade sein Zögern hatte aber die Neugierde nur noch mehr gereizt, und bald fand er sich von allen Seiten und besonders von den anwesenden Damen so bestürmt, daß er schicklicherweise nicht mehr ausweichen konnte. Um seine Aufregung zu bemeistern, griff er nach einem anderen Glase und füllte es aus der vor ihm stehenden Flasche mit Champagner, den er hastig hinunterstürzte.

Nach einer Pause begann er mit zitternder, aber ungemein wohllautender und einschmeichelnder Stimme, wie sie den meisten Slaven zu Gebote steht:

„Ich besitze einen Jugendfreund, den ich Graf Xaver nennen will da sein Name nichts zur Sache thut und ich ihn aus begreiflichen Gründen verschweigen muß. Derselbe stammte aus einer der angesehensten polnischen Familien, die jedoch im Laufe der Jahre durch eine Reihe unglücklicher Ereignisse und besonders durch die leider unserem Adel nicht mit Unrecht vorgeworfene Verschwendungssucht heruntergekommen war und den größten Theil ihres Vermögens und bedeutenden Grundbesitzes verloren hatte.

„Auch Xaver's Vater hatte durch seine unsinnigen Ausgaben zu dem Ruin seines Hauses beigetragen. Als er starb, hinterließ er seine Wittwe und den einzigen Sohn in zerrütteten Verhältnissen. Die Gräfin jedoch, welche eine bedeutende Willenskraft besaß, nahm die Ordnung ihrer Angelegenheiten und die Verwaltung ihrer noch immer ansehn-

lichen, aber höchst vernachlässigten Güter in ihre energische Hand. Durch eine fast an Geiz grenzende Sparsamkeit gelang es ihr mit der Zeit, die drückendsten Schulden abzutragen, durch unermüdliche Thätigkeit und Achtsamkeit ihre ökonomische Lage so zu verbessern, daß sie in verhältnißmäßigem Wohlstande leben konnte.

„Diese günstigen Resultate jedoch genügten nicht der Mutter meines Freundes. Von einem brennenden Ehrgeize verzehrt, kannte sie nur Einen Gedanken, verfolgte sie bei Tag und Nacht das Eine Ziel, den halb erloschenen Glanz ihres alten Hauses wieder herzustellen und womöglich zu erhöhen. Diesem Vorhaben opferte sie die Freuden der Gegenwart, jeden Genuß des Daseins, das Glück und die Zukunft ihres einzigen Sohnes.

„Dieser wurde unter den härtesten Entbehrungen erzogen und mußte sich jeden Wunsch versagen. So lange er noch jung war, ertrug er die strenge Herrschaft seiner Mutter ohne Murren; als er aber älter wurde und mit seinen Standesgenossen in Berührung kam, in ihrer Gesellschaft verkehrte und an

ihren Vergnügungen theilnahm, mußte ihm das mütterliche Joch und die ihm auferlegten Beschränkungen unerträglich scheinen.

„Mit den Jahren hatte sich der Geiz und die Herrschsucht der Frau nur noch mehr gesteigert; sie behandelte den herangewachsenen Jüngling wie einen unmündigen Knaben, indem sie auch die dringendsten Ausgaben ihn verweigerte und ihn dadurch häufig in die peinlichste Verlegenheit setzte. Während seine Freunde ein mehr oder minder freies Leben führten, Bälle und Gesellschaften besuchten, die feinste Toilette machten, Reitpferde und Equipagen hielten, hohes Spiel spielten, kurz das Leben des vornehmen polnischen Adels führten und sich den Zerstreuungen der Jugend überließen, sah sich Xaver zu der unerträglichsten Zurückgezogenheit gezwungen, da ihm seine Mutter die Mittel zu einer standesgemäßen Existenz hartnäckig versagte, und selbst noch die unentbehrlichsten Ausgaben zu beschränken suchte. Jedes neue Kleidungsstück mußte ihr von ihm erst förmlich abgetrotzt, jeder Groschen mühsam erkämpft werden, wobei sie nie verfehlte, den Sohn auf die

Verschwendung des Vaters hinzuweisen und dessen Andenken in eben nicht schmeichelhafter Weise zu erwähnen. Tag für Tag wiederholten sich ähnliche Scenen und trugen dazu bei, die Gemüther zu verbittern und das gegenseitige Verhältniß zu zerstören.

„Länger vermochte Xaver seine Lage nicht zu ertragen, weßhalb er nach einem ähnlichen heftigen Auftritte den Entschluß faßte, seine Mutter zu verlassen und sie durch seine Entfernung zur Nachgiebigkeit zu zwingen. Dieser Entschluß wurde noch wesentlich verstärkt durch den natürlichen Wunsch, die Welt kennen zu lernen, und den romantischen Zug der Jugend nach Abenteuern.

„Mit Hilfe eines alten Kammerdieners, des Factotums und Vertrauten seines verstorbenen Vaters, gelang es ihm, von einem menschenfreundlichen Wucherer auf seine einst zu hoffende Erbschaft eine ansehnliche Summe aufzutreiben und seinen Plan auszuführen. Frei und fröhlich wie der Vogel in der Luft eilte Xaver durch Deutschland über den Rhein, zunächst nach dem Ziel seiner Sehnsucht, nach Paris, wo er incognito längere Zeit verweilte

und den Reiz des Daseins, die langentbehrten Freuden der Weltstadt mit durstigen Zügen fast bis zur Uebersättigung genoß. Bis zum Grunde leerte er den Becher, den ihm das moderne Babel credenzte, und er fand auf dem Boden des süßen verführerischen Trankes, was wir Alle mehr oder minder gefunden haben — Ekel, Ueberdruß und Täuschung."

„Nur keine Moral!" bemerkte die ausgelassene Judith dazwischen. „Wir haben ohnehin von diesem Gericht heute mehr genossen als zuträglich. Am wenigsten aber dulde ich, daß man mir mein Paris schmäht. Ich liebe es und hänge an ihm wie die Pflanze an ihrem Boden, oder, um mich poetisch auszudrücken, wie der Dieb an seinem Strick. Ja, ich liebe dies Paris mit seinen kothigen Straßen und seiner schmutzigen Seine, mit seinen brutalen Theater-Directoren und verliebten Recensenten, mit seinen dicken Bankiers und seinen mageren Poeten, mit seinen goldenen Palästen und schwarzen Cloaken, mit seinen lärmenden Boulevards und stillen Katakomben, mit seinen rauschenden Freuden und seinem

verschwiegenen Leid, mit seiner tollen Lust und seiner wilden Verzweiflung. Darum erhebe ich mein Glas und trinke auf das Wohl unserer im eigentlichen Sinne theuren Vaterstadt: Es lebe Paris, es lebe Babylon!"

In den Worten und in dem Wesen der muthwilligen Schauspielerin machte sich trotz aller forcirten Lustigkeit eine gewisse Ironie bemerkbar, so daß man nicht wußte, ob sie nur im Scherz oder Ernst sprach. Als sie aber wie eine Bacchantin aufsprang und in wilder Ausgelassenheit ihr Glas erhob, um mit dem Fürsten, dem ihre Diatribe eigentlich galt, anzustoßen, traf sie ein zündender Blitz seiner dunklen, schwermüthigen Augen, welche auf die meisten Frauen einen magnetischen Zauber ausübten.

Auch Judith fühlte diese magische Gewalt und unwillkürlich, wie von einer plötzlichen Ahnung ergriffen, schauerte sie zusammen, wie der arme Vogel, wenn ihn der Blick der Klapperschlange anstarrt.

Nach einiger Zeit fuhr der Fürst, der ihre

aufgeregte Stimme nicht zu bemerken schien, in seiner Erzählung folgendermaßen fort:

„Das Leben welches Xaver in Paris führte, hatte zum großen Theile seine ohnehin nicht bedeutenden Geldmittel bald erschöpft. Da er zu stolz war, als verlorener Sohn zu seiner Mutter zurückzukehren, und sich von neuem in die frühere Abhängigkeit zu begeben, so war er Tag und Nacht darauf bedacht, seine Selbstständigkeit zu behaupten. Mehrere seiner Landsleute hatten, wie er wußte, ihr Glück in der neuen Welt gemacht und in Amerika eine glänzende Existenz gefunden.

„Mit dem Vertrauen und dem leichten Sinn der Jugend hoffte auch er, daß es ihm gelingen würde, ohne die Schwierigkeiten und harten Kämpfe in Erwägung zu ziehen, die ihn in einer fremden, gänzlich unbekannten Welt erwarteten. Er rechnete dabei auf seine Energie, auf das Glück und seine Zufälle, vor Allem aber auf den Rath und Beistand eines nahen Verwandten, der nach der ersten polnischen Revolution nach Amerika geflüchtet war und in den südlichen Sklavenstaaten einen bedeutenden Güterbesitz erworben hatte.

„Mit dem Rest seines Vermögens schiffte er sich in einem englischen Hafen nach Amerika ein, wo er in Newyork nur kurze Zeit verweilte, weil der kostspielige Aufenthalt seine ohnehin durch die Ueberfahrt geschwächte Börse gänzlich zu erschöpfen drohte. Ohne Zeit zu verlieren, trat er seine Reise nach dem Süden an, nachdem er in Neworleans die nöthigen Erkundigungen über den Wohnort und die Verhältnisse seines Verwandten eingezogen hatte.

„Die mit Mühe erhaltenen Nachrichten lauteten nichts weniger als befriedigend, indem Xaver in Erfahrung brachte, daß der einzige Freund, auf den er sicher rechnen durfte, einer unheilbaren Krankheit verfallen sei und seiner Auflösung rettungslos entgegensehe. Unter diesen Verhältnissen eilte er so schnell als möglich fortzukommen, da noch überdies sich in Neworleans Spuren des gelben Fiebers zeigten und bereits mehrere Opfer der furchtbaren Krankheit erlegen waren.

„Die Reise selbst war im höchsten Grade beschwerlich, da es damals noch an den verbindenden

Eisenbahnen fehlte und die Hitze des Sommers unerträglich war. Nach einem anstrengenden Ritt von mehr als vierzig englischen Meilen fühlte sich Xaver eines Tages so erschöpft, daß er zu erliegen glaubte und die Gastfreundschaft des ersten besten Pflanzers am Wege anzusprechen beschloß.

„Sein Kopf brannte fieberhaft in der versengenden Mittagsgluth, alle seine Pulse klopften und das Blut siedete in den angeschwollenen Adern, die Glieder versagten ihm den Dienst und seine Gedanken verwirrten sich mehr und mehr.

„Nur mit Mühe erreichte er gegen Abend eine Plantage, indem er sich mechanisch der Leitung seines Pferdes überließ. Einer Ohnmacht nahe, bemerkte er nur noch auf der zierlichen Veranda des Hauses zwei Frauen in der Gesellschaft eines älteren Herrn, die er mit kaum vernehmlicher Stimme um ein Obdach und Hilfe bat; im nächsten Augenblicke war sein Bewußtsein erloschen, erlag er der Gewalt des Fiebers, das ihn befallen hatte.

„Länger als vier Wochen rang er zwischen Leben und Tod, doch trug seine kräftige Constitution

und Jugendkraft den Sieg davon. Eines Tages erwachte er wie aus einem schweren Traum. Als er die Augen aufschlug, fand er sich in einem kühlen, nach Norden gelegenen Zimmer in der Gesellschaft einer alten Negerin, welche mit einem Wedel die zudringlichen Fliegen und Moskitos von seinem Haupte abwehrte.

„Auf seine Frage, wo er wäre, antwortete die schwarze Dienerin in gebrochenem Französisch: in dem Hause des Massa Morin, eines creolischen Plantagenbesitzers. Zugleich vernahm er aus ihrem verworrenen Geschwätz die Gefahr, in der er geschwebt, die liebevolle Pflege, die ihm, dem Fremdling, zu Theil geworden, wie die edle Familie, bei der er Schutz gefunden, selbst die Ansteckung nicht gefürchtet, und besonders die Frauen des Hauses nicht von seinem Bette gewichen und keine Anstrengung, selbst nicht die Gefahr für das eigene Leben gescheut, um das seinige zu retten.

„Bald erholte er sich so weit, um seinen großmüthigen Gastfreunden seinen Dank auszusprechen und sie näher kennen zu lernen. Er fand in Herrn

Morin einen jener liebenswürdigen Creolen, die mit der altfranzösischen Feinheit und Höflichkeit eine seltene Herzensgüte und Biederkeit des Charakters bei großer Einfachheit der Sitten und Gewohnheiten verbinden. Er war der Patriarch seiner Familie, der Vater seiner Neger von denen er angebetet wurde. Seine Frau stand ihm würdig zur Seite und schien die Verkörperung aller christlichen Tugenden zu sein. Die Eltern besaßen eine Tochter."

Unwillkürlich hielt der Fürst in seiner Erzählung inne, wie von einer schmerzlich schönen Erinnerung ergriffen. Ein tiefer Seufzer entrang sich seiner Brust, seine Augen wurden unmerklich feucht und eine düstere Schwermuthswolke lagerte sich wie ein unheimlicher Schatten auf der marmorbleichen Stirn. Um den aufsteigenden Schmerz zu betäuben, oder um seine Aufregung zu verbergen, ergriff er das vor ihm stehende Kelchglas und stürzte wild den schäumenden Wein hinunter.

Am liebsten wäre er aufgesprungen und hätte sich jetzt entfernt, ohne seine Geschichte zu beenden. Mehr als je dünkte es ihm eine Entweihung, damit

in solcher Gesellschaft fortzufahren, aber Fräulein Judith, welche ihm mit steigender Spannung gefolgt und der seine tiefe und innere Bewegung nicht entgangen war, sagte in spöttischem Tone, den sie um so lieber anzuschlagen pflegte, je mehr sie sich selbst ergriffen fühlte: „Natürlich war die Tochter solcher Eltern ein Engel, ein Seraph, eine weiße Lilie, ein reines Lamm."

Ohne diese Herausforderung zu beachten, warf der Fürst der Schauspielerin einen strahlenden, vernichtenden Blick zu, der in das Innerste ihrer Seele schnitt.

„Sie war," fuhr er mit nachdrücklicher Betonung fort, „ein unschuldiges Mädchen, und Xaver fand durch sie wieder den Glauben an die Tugend der Frauen, den er in Paris verloren hatte. Er kam sich selbst besser in ihrer Gesellschaft vor, und kein unreiner Gedanke wagte sich in ihre Nähe. Mit diesem Zauber der Unschuld verband Desirée Morin jene schmachtende Schönheit der Creolinnen, eine entzückende Naivetät mit der feinsten Herzensbildung, die Unwissenheit eines Kindes, mit der

Begeisterung und dem Enthusiasmus einer Seherin. So erschien sie ihm gleichsam als der Typus des Weibes, wie es aus den Händen der Natur hervorgegangen, noch unberührt von dem Schmutz und Gift der Welt, rein und schön wie die erste Menschenmutter vor dem Sündenfall."

„Und Graf Xaver," bemerkte die Schauspielerin dazwischen, „übernahm die Rolle der Schlange bei dieser neuen Eva. Es ist immer die alte Geschichte."

„Xaver war glücklich und lebte im Paradiese, zum ersten Male in seinem Leben glücklich, ohne jeden Wunsch, ohne jede Begierde. Ein nie gekannter Friede wohnte in seinem Herzen, und die Tage flossen ihm unmerklich und still dahin, wie ein Bach zwischen seinen blumigen Ufern.

„Die patriarchalische Einfachheit der würdigen Eltern, die Gesellschaft der reizenden Tochter, die Schönheit dieser ihm fremden südlichen Natur, selbst der eintönige, melancholische Gesang der Neger bei ihrer Feldarbeit übten auf ihn einen bestrickenden Zauber aus.

„Er vergaß darüber die ganze Welt, seine vergangenen Leiden, seine zukünftigen Aussichten, seine Pläne, seine Hoffnungen, seinen Rang, seine Stellung und selbst das jedem Polen so theure Vaterland. Aber dem Sterblichen ist kein dauerndes Glück beschieden, und die Geschichte vom verlornen Paradiese wiederholt sich in dem Leben jedes Menschen."

„Auch Xaver wurde daran erinnert, daß er hier nicht ewig bleiben konnte, weilen durfte. Er hatte sich vollständig von seiner Krankheit erholt und war bereits länger geblieben, als zulässig, so daß er die ihm gebotene Gastfreundschaft zu mißbrauchen befürchtete.

„Von Tag zu Tag hatte er seine Abreise verschoben, indem er stets neue Entschuldigungen und Vorwände vor sich selber vorschützte. Ein Blick aus den sanften und doch so feurigen Augen Desirée's machte alle seine Vorsätze zu Schanden und fesselte ihn von Neuem.

„Zuletzt aber fühlte er die Nothwendigkeit der Trennung so gebieterisch, daß er eines Tages die

Familie mit seinem Entschluß bekannt machte und sie auf seinen ernsten Abschied vorbereitete, indem er sein langes Verweilen entschuldigte und den innigsten Dank für die ihm bewiesene Gastfreundschaft in tiefgefühlten Worten und mit vor Bewegung zitternder Stimme aussprach.

„Diese Nachricht wirkte auf die arme Desirée so erschütternd, daß sie das Geheimniß ihrer Liebe nicht länger zu verbergen vermochte. Während Xaver noch redete, verfärbten sich ihre Wangen, erlosch der Glanz ihrer Augen, und bevor er geendet hatte, sank sie mit einem tiefen Seufzer in die Arme ihrer erschrockenen Mutter.

„Bei dem Anblick der leblosen Geliebten, deren tiefe Neigung er jetzt erst kennen lernte, stürzte Xaver, Alles um sich her vergessend, zu ihren Füßen, indem er ihre kalten Hände mit seinen heißen Küssen bedeckte und sie mit den süßesten Schmeichelworten ins Leben rief.

„Erst nach längerer Zeit öffnete Desirée ihre Augen, aus denen ein Thränenstrom die blassen Wangen benetzte. Bei diesem rührenden Anblick

vergaß Xaver alle seine Vorsätze und Gedanken an die beschlossene Trennung; in Gegenwart der nicht weniger ergriffenen Eltern gestand er seine Liebe, schwur er, sie nie zu verlassen, während er Herrn Morin, der früher nie darum gefragt, jetzt erst mit seinen Verhältnissen bekannt machte und zugleich um die Hand der Tochter bat. Dieselbe wurde ihm um so leichter bewilligt, da die Eltern ihn fast eben so ungern scheiden sahen, als die Geliebte selbst.

„Die bürgerlichen Formalitäten boten in dem freien Amerika wenig oder gar keine Schwierigkeiten, und einige Wochen später wurde das glückliche Paar durch den Segen der Kirche für immer vereinigt. So übereilt auch diese Ehe geschlossen war, so hatte Xaver keinen Grund, den gethanen Schritt zu bereuen. Desirée war die zärtlichste, liebevollste und treueste Gattin, voll Hingebung und Selbstverleugnung. Mit jedem Tag entdeckte Xaver neue Tugenden und liebenswürdige Eigenschaften an seiner Frau, welche die schwerste der Proben, die immerwährende vertrauliche Gemeinschaft, die alltäg-

liche Gewohnheit des ehelichen Zusammenlebens aushielt, ohne in seiner Schätzung zu verlieren und von ihrem Piedestale herabzusteigen. In ihrem Umgange läuterte sich sein ganzes Wesen, sie wurde sein guter Genius und hob ihn mit sanften und doch starken Armen zu sich empor.

„Da Xaver vor ihr kein Geheimniß hatte, so lernte sie auch durch ihn das gespannte Verhältniß zu seiner Mutter kennen. Sie drang in ihn, dieser zu schreiben, ihr seine Verbindung anzuzeigen und die Hand zur Versöhnung zu bieten. Sein erster Brief und auch die folgenden blieben ohne Antwort, so daß Xaver trotz der wiederholten Bitten seiner Gattin jeden ferneren Versuch, sich dem mütterlichen Herzen zu nähern, von sich ablehnte. Nichtsdestoweniger gab Desirée nicht die Hoffnung auf, die Gräfin mit der Zeit zu gewinnen.

„Sie selbst schrieb nach der Geburt eines reizenden Knaben, der Xaver zum glücklichsten der Väter machte, heimlich an seine Mutter und flehte die Unerbittliche um ihre Verzeihung für den gethanen Schritt an. Auch dieser Brief blieb, wie die frühe-

ren, zu ihrem großen Schmerze unbeantwortet. Was ihr jedoch schriftlich nicht gelungen war, glaubte sie durch die persönliche Erscheinung des Sohnes zu erreichen, und so schwer ihr auch die Trennnng von ihm fallen mußte, so suchte sie ihn zu einer Reise nach Europa zu veranlassen. Xaver weigerte sich, umsomehr, da Herr Morin in der letzten Zeit sichtbar kränkelte und eine bedeutende Abnahme seiner Kräfte zeigte.

„Erst als dieser gestorben und auch seine trostlose Wittwe nach kurzem Krankeulager ihm gefolgt war, entschloß sich Xaver, die kleine Besitzung zu verkaufen, und mit der tief erschütterten Desirée nach Europa und in das elterliche Haus zurückzukehren, wo seine Gegenwart durch seine bevorstehende Majorennität zur Regelung seiner eigenen Angelegenheiten dringend gefordert wurde.

„Von London aus zeigte er seiner Mutter die nahe Ankunft an und zugleich die Gründe, die ihn dazu veranlaßt. Wider Erwarten antwortete die Gräfin in versöhnlichem, ja sogar freundschaftlichem Tone, indem sie ihn zum längeren Verweilen auf

das Schloß seiner Väter einlud und zugleich den Wunsch aussprach, seine Gattin und den von ihr geborenen Sohn bei sich zu sehen. Niemand fühlte sich glücklicher als die arme Desirée, welche in der Mutter ihres Mannes einen Ersatz für den Verlust ihrer Eltern zu finden hoffte. Xaver, der den Charakter der Gräfin besser kannte, hatte nicht den Muth, ihr diesen schönen Glauben zu nehmen, fühlte sich jedoch unwillkürlich, je näher er der Heimat kam, von düstern Ahnungen erfüllt.

„Der plötzliche Sinneswechsel der Gräfin hatte etwas Befremdendes für ihn, und ihre gütigen Worte erregten sein Mißtrauen, da sie dem Wesen und der innersten Natur seiner herrschsüchtigen Mutter so sehr zu widersprechen schienen. Mit beklommenem Herzen betrat er daher nach fünfjähriger Abwesenheit und zum Mann herangereift das Vaterhaus, wo er und Desirée anscheinend mit offenen Armen empfangen wurden.

„In der That schien die Gräfin vollkommen ausgesöhnt und mit der Wahl des Sohnes gänzlich einverstanden. Sie sprach offen ihr Entzücken über

die Schönheit und Liebenswürdigkeit der ihr zugeführten Schwiegertochter aus, ihr Glück und ihre Freude über den reizenden Enkelsohn, der in der That einem jungen Liebesgotte glich. Kein Wort, nicht der leiseste Vorwurf berührte die Vergangenheit, so daß Xaver nicht länger an der völligen Sinnesänderung seiner Mutter zweifeln konnte.

„Unter diesen Umständen hielt auch er sich für verpflichtet, bei der Regelung seiner Angelegenheiten eine für seinen Vortheil nichts weniger als günstige Nachgiebigkeit zu zeigen und sich den Wünschen der Gräfin in jeder Beziehung zu fügen. Nach wie vor überließ er ihr die Verwaltung der ihm früher oder später doch zufallenden Güter, da er dieselbe in den besten Händen wußte, indem er sich mit einer verhältnißmäßig geringen Revenue begnügen ließ, welche ihm die Gräfin freiwillig aussetzte. Alle diese Zugeständnisse machte er um so williger, da Desirée es wünschte, die in patriarchalischen Verhältnissen aufgewachsen, in der Verehrung der elterlichen Autorität keine Grenzen kannte und jedes

Auflehnen gegen dieselbe für die größte Todsünde hielt.

„Xaver verkaufte von neuem um den Preis seiner eignen Unabhängigkeit den Frieden in seiner Familie und beging somit eine Thorheit, die sich später noch schwer an ihm rächte.„

„Leider sollten seine trüben Ahnungen, womit er das Schloß seiner Väter betreten, nur zu bald in Erfüllung gehen. Kurze Zeit nach seiner Rückkehr in die Heimat wurde die arme Desirée von einem leichten Unwohlsein befallen, das bald einen bedenklichen Charakter annahm. Der herbeigerufene Arzt hielt anfänglich den Wechsel des Klimas für die alleinige Ursache des Leidens und rieth zu einer Reise nach dem Süden, die jedoch nicht zur Ausführung gebracht werden konnte, da sich Desirée zum zweitenmale Mutter fühlte.

„Unterdessen machte das vorhandene Uebel mit jedem Tage größere Fortschritte. Die Kräfte der Kranken schwanden mehr und mehr, ohne daß die Kunst den Grund dieser zünehmenden Schwäche und Abzehrung aufzufinden vermochte. Offen gestand

der wegen seines Wissens und seiner Geschicklichkeit berühmte Arzt seine Unkenntniß in diesem Falle ein, der alle seine Erfahrungen und Beobachtungen zu Schanden machte und seiner Mittel spottete.

„Zuweilen schien es dem trostlosen Xaver, als wüßte derselbe zwar die geheime Ursache des Leidens, wollte ihm aber dieselbe aus unbekannten Gründen oder übertriebener Rücksicht verschweigen. Wenn er ihn deßhalb zum offenen Aussprechen seiner Meinung aufforderte, wich ihm der vorsichtige Arzt mit allgemeinen Phrasen aus, indem er sich in ein undurchdringliches Dunkel zu hüllen suchte.

„Während dieser ganzen Zeit bewies die Gräfin der armen Desirée die zärtlichste Theilnahme und eine wahrhaft anerkennungswerthe mütterliche Liebe und Sorgfalt. Sie wich nicht von ihrem Lager und pflegte die Kranke bei Tag und Nacht; sie selbst reichte ihr die verordnete Medicin und bereitete mit ihren eigenen Händen jede erlaubte Labung; sie rückte ihr das Kissen zurecht und bewachte jede ihrer Bewegungen, und das Alles mit einer Hingebung und einer Opferfreudigkeit, welche Desirée mit der

innigsten Dankbarkeit, den Sohn mit der höchsten Bewunderung und Verehrung für die verkannte Mutter erfüllte.

„Mit der größten Selbstverleugnung entsagte die Gräfin jeder Bequemlichkeit ihres Alters und Standes, raubte sich den Schlaf der Nächte, ließ sie sich zu der niedrigsten Dienstleistung herab, indem sie keine Wärterin, keinen Fremden in der Nähe der theuren Kranken duldete und selbst Xaver soviel als möglich ferne zu halten suchte, um ihm, wie sie vorgab, den Anblick der schweren Leiden zu ersparen und seine eigene angegriffene Gesundheit zu schonen.

„Trotz dieser großen Opfer und Bemühungen nahm die Krankheit täglich mit reißender Schnelligkeit zu, so daß der tödtliche Ausgang jeden Augenblick zu erwarten stand. Xaver's Verzweiflung hatte den höchsten Grad erreicht, sein Schmerz war grenzenlos.

„Die letzten Nächte hatte er schlaflos zugebracht und mit seiner Mutter an dem Lager Desirée's gewacht. Nur auf die dringende Mahnung der Letzteren und von der natürlichen Erschöpfung seiner

Kräfte übermannt, hatte er sich in sein dicht an das Krankenzimmer stoßendes Schlafcabinet zurückgezogen, um einige Augenblicke der Ruhe zu pflegen und dem abgespannten Geist die nöthige Erholung zu neuen Leiden zu gönnen. Bald schlossen sich auch, trotz seiner Erregtheit, die müden Augenlider, aber der kurze Halbschlummer, den er nicht gesucht, sondern den die ermattete Natur ihm aufgedrungen hatte, glich, wie gewöhnlich unter solchen Umständen, nur einer dumpfen Betäubung des Gehirns, von wilden Träumen und düsteren Schreckensbildern begleitet.

„Noch im Traume glaubte er den Hilferuf Desirée's zu vernehmen, ohne Besinnen stürzte er in das Krankenzimmer. Alles war dort still, nur bei dem matten Schimmer der bleichen Lampe sah er seine Mutter über die ebenfalls vor Erschöpfung eingeschlafene Kranke niedergebeugt.

„Wie von einem plötzlich die dunkle Nacht erhellenden Blitz durchzuckt, hielt Xaver unwillkürlich seinen Athem an, um zu lauschen. Die Gräfin, welche keine Ahnung von seiner Nähe hatte, hielt

in ihrer Hand eine kleine Phiole, aus der sich ein eigenthümlicher mandelartiger Geruch verbreitete. Xaver, der einige Kenntniß in der Chemie besaß, glaubte daran eines der furchtbarsten Gifte, ein Präparat der tödtlichen Blausäure zu erkennen.

„Die Gräfin, welche sich noch immer unbemerkt dünkte, träufelte vorsichtig mit abgewendetem Gesichte einige Tropfen aus der verhängnißvollen Phiole auf einen kleinen Schwamm, den sie der schlummernden Kranken unter die Nase hielt. In diesem Augenblick konnte sich Xaver nicht länger zurückhalten; mit dem Wuthschrei: „Mörderin!" sprang er aus dem Dunkel auf seine erschrockene Mutter und suchte ihr die Phiole und den Schwamm, die Beweise ihrer Schuld zu entreißen. Die Gräfin rang mit ihm und ließ endlich mit Absicht das verrätherische Glas auf den Boden fallen, so daß die giftige Flüssigkeit verschüttet wurde.

„Ueber den entstandenen Lärm war Desirée aus ihrem leisen Schlummer aufgewacht und erblickte das entsetzliche Schauspiel, den unnatürlichen Kampf zwischen Sohn und Mutter, die sich bleich und

stumm mit von Schreck und Zorn verzerrten Zügen gegenüberstanden.

„Ein tiefer Seufzer entrang sich der Brust der Kranken; dann wurde es still — todtenstill.

„Als Xaver sich dem Bette näherte, hatte die arme Desirée ausgelitten.

„Die geliebte Frau war todt und seine eigene Mutter ihre Mörderin!"

III.

In der Nacht.

So tief und erschütternd war der Eindruck dieser Erzählung, daß auch, nachdem der Fürst sie längst beendet hatte, noch ein banges Schweigen herrschte und Keiner in der Gesellschaft sogleich Worte fand, um seine Empfindungen und Gedanken auszudrücken. Jeder schien zu fühlen, daß es sich hier um eine Begebenheit handelte, die den Fürsten selbst persönlich berührte und wahrscheinlich im in=

nigsten Zusammenhange mit seinem eigenen Leben stand, obgleich er selbst nur von einem Dritten gesprochen hatte.

Diese Annahme wurde nur noch mehr durch sein ferneres Benehmen unterstützt. Sichtlich befand er sich in einem hohen Grade von Aufregung, so daß man es ganz natürlich fand, als er plötzlich aufbrach und ohne weitere Entschuldigung die Gesellschaft verließ.

Erst nachdem er gegangen war, löste sich der Zauberbann, den seine Persönlichkeit unwillkürlich auf den ganzen Kreis geübt. Die unterbrochene Unterhaltung wurde wieder aufgenommen und mit der früheren Lebhaftigkeit von neuem fortgeführt, obgleich ein gewisser ernster Ton die sonstige Frivolität und Leichtfertigkeit verdrängt hatte. Man sprach zunächst von der eigenthümlichen Begebenheit, welche der Fürst soeben berichtet, von dem furchtbaren Ereignisse, an dessen Wahrheit fast Niemand zweifelte.

„Die ganze Geschichte," bemerkte einer der anwesenden Herren, „bleibt ein ungelöstes Räthsel, da

mir hier wirklich jedes Motiv für ein derartig schändliches Verbrechen zu fehlen scheint, man müßte denn annehmen, daß die Gräfin nur aus unnatürlicher Bosheit gehandelt habe und zur Mörderin geworden sei."

„Und ich glaube," bemerkte der jüngere Dumas, „den Grund ihrer Handlungsweise vollkommen errathen zu haben und damit zu dem Schluß berechtigt zu sein, daß der Fürst gerade das Gegentheil von dem bewiesen hat, was er eigentlich beweisen wollte. Nur aus Liebe für ihren Sohn wurde die Gräfin zur Mörderin, wenn sie überhaupt eine solche ist."

„Das scheint mir doch, lieber Alexander, eine höchst gewagte Behauptung," sagte der berühmte Vater des talentvollen Schriftstellers mit überlegenem Lächeln.

„Keineswegs so paradox, als du glaubst," antwortete der Sohn, „obgleich ich zugeben will, daß die Liebe der Gräfin noch durch ein anderes Gefühl bedeutend getrübt, aber vielleicht auch verstärkt wurde. Wie Fürst Bulski uns erzählt, war Xaver's

Mutter von einem großen Ehrgeize beseelt und hatte keinen anderen Gedanken, als den erloschenen Glanz ihres Hauses wiederherzustellen. Durch die voreilige Verbindung mit Desirée hatte ihr Sohn alle ihre Pläne und Hoffnungen gekreuzt, sich selbst alle Aussichten auf eine glänzende Zukunft geraubt. So liebenswürdig und reizend auch der Fürst uns die arme Desirée zu schildern gewußt hat, so muß sie doch uns unbedeutend und beschränkt erscheinen. Früher oder später hätte Xaver sicher ihre Bornirtheit erkannt und die schwere Last empfunden, die er sich auferlegt. Wahrscheinlich hatte die jedenfalls geistig begabte Mutter dieses Verhältniß klar durchschaut, darum beschlossen, ihn um jeden Preis aus seinen allerdings noch nicht von ihm gefühlten Banden zu befreien und ihm die Möglichkeit einer neuen, seinem Range und seiner Stellung angemessenen Verbindung zu verschaffen, indem sie das ihm entgegenstehende Hinderniß aus dem Wege räumte; um das Glück ihres Sohnes, den Glanz ihres alten Hauses von neuem zu begründen, wurde die Gräfin die Mörderin Desirée's, obgleich mir

ihr Verbrechen noch keineswegs unzweifelhaft erwiesen scheint."

„An dir ist wirklich ein ebenso beredter als scharfsinniger Vertheidiger verloren gegangen." scherzte der geistvolle Vater. „Aber trotz deiner ausgezeichneten Schutzrede, bezweifle ich für meine Person keinen Augenblick die Schuld der Gräfin, von der sich der eigene Sohn noch dazu durch den Augenschein überzeugt hat, da er sie gleichsam in flagranti bei der Ausübung ihres Verbrechens betroffen hat."

„Das aber erscheint mir keineswegs bewiesen. Daß die Gräfin der Kranken einen Schwamm unter die Nase hielt, läßt sich leicht erklären und berechtigt keineswegs zu der Annahme einer mörderischen Absicht. Konnte sie nicht den Schlaf der Kranken mit einer Ohnmacht oder selbst mit der drohenden und täglich erwarteten Katastrophe verwechselt und zu diesem Behufe ein ihr bekanntes Wiederlebungsmittel angewendet haben? Bei aller Achtung aber für die chemischen Kenntnisse Xaver's, so dürfte es selbst dem bedeutendsten Chemiker schwer fallen, nach dem bloßen Geruch eine giftige Substanz zu er=

kennen. Nur die genaueste und, wie wir wissen, keineswegs so leichte, sondern meist sehr schwierige und complicirte Untersuchung vermag die Gegenwart von Blausäure und ihrer Präparate festzustellen. Da der Inhalt der bedenklichen Phiole bei dem Kampfe verschüttet und deßhalb nicht analysirt worden ist, so fehlt eigentlich jedes Indicium. Ebenso hätte die Leiche Desirée's secirt und die Wirkungen des Giftes so wie dieses selbst aufgefunden werden müssen. Auf die Verdachtsgründe Xaver's würde kein Gericht der Welt die Untersuchung gegen die Gräfin eingeleitet, keine Jury auf Erden über sie das Schuldig ausgesprochen haben."

„Ist es nicht Beweis genug, daß der eigene Sohn sie für schuldig hält? welch ein furchtbarer Conflict, wie ihn der größte Dichter nicht tragischer zu erfinnen vermag! Hier ein über Alles geliebtes Weib und dort die eigene Mutter dessen Mörderin. Der arme Xaver!"

„Sagen Sie: der arme, arme Fürst!" rief jetzt die reizende Judith, welche bisher ein auffallendes und sonst an ihr ungewöhnliches Stillschweigen

beobachtet hatte, mit einem schmerzlichen Seufzer. „Was muß er gelitten haben, was noch leiden!"

„Aber warum bedauern Sie den Fürsten," fragte die naive Tänzerin, „und nicht den armen Xaver, dem doch das Unglück mit seiner Frau passirt ist?"

„Weil ich einmal Lust habe, den Fürsten zu bedauern, weil ich ihn und seinen Freund Xaver für ein und dieselbe Person halte, weil er mir gefällt, und weil ich mich, im Vertrauen gesagt, unmenschlich in ihn verliebt habe," entgegnete die Schauspielerin in einem plötzlichen Anfall ihrer alten Lustigkeit, indem sie zugleich wild auflachte.

„Ich möchte nur wissen," fragte der junge Socialist voll neidischer Empfindlichkeit, „was die Frauen an diesem polnischen Fürsten finden, dessen bleiches Gesicht mich unwillkürlich an die Vampyre seines slavischen Vaterlandes erinnert."

„Dieser slavische Vampyr," scherzte Judith, „ist mir lieber als all unsere einheimischen Fledermäuse, wenn er auch das Blut meines Herzens trinkt. Er ist wenigstens nicht so langweilig, nicht so un=

ausstehlich zierlich, nicht so widerlich manierlich, wie unsere jungen Herren. In seinen Adern fließt doch Blut und nicht Limonade, Mandelmilch oder gar Tinte wie in den eurigen; sein Herz schlägt noch in der kräftigen Mannesbrust und nicht in einem Geldschrank oder in einem Anstellungs-Bureau. Er besitzt doch noch Leidenschaften, so daß er noch heiß zu lieben, feurig zu hassen vermag, während ihr es, wenn es hoch kommt, zu einer Ekel erregenden Lauheit bringt. Mit Einem Worte er ist ein Mann, für den ein Weib zu leben oder selbst auch zu sterben wünscht."

„Einer jener gebildeten Barbaren," spottete der Socialist, „bei denen der äußere Firniß die innere Rohheit verbirgt."

„Sie thun dem Fürsten Unrecht," bemerkte der jüngere Dumas. „Ich kenne ihn genauer und ich kann Fräulein Judith nicht ganz Unrecht geben. Er ist einer der interessantesten Männer, denen ich in meinem Leben begegnet bin, und unwillkürlich erinnert er mich an die phantastischen Helden der Byron'schen Gesänge. Er ist bald Lara, bald

Don Juan, Childe Harald und Corsar in Einer Person."

„In der That," fügte der ältere Dumas noch hinzu, „besitzt der Fürst einen magnetischen Zauber, den er nicht nur auf Frauen, sondern auch auf Männer ausübt. Seine ganze Erscheinung hat etwas Außerordentliches, und man erzählt sich von ihm die seltsamsten Abenteuer, welche insgesammt keine gewöhnliche Natur verrathen. Ich würde mich daher nicht wundern, ihn eines Tages als den Helden eines ernsten Dramas, einer erschütternden Tragödie zu erblicken."

Nach dieser Charakteristik des Fremden durch den berühmten Schriftsteller nahm das Gespräch allmälig eine andere Wendung, und schnell wurde mit französischer Leichtigkeit die Person des Fürsten verlassen und der düstere Eindruck seiner Erzählung vergessen. Man scherzte und lachte bis spät nach Mitternacht. Nur die sonst so ausgelassene Judith zeigte einen ungewöhnlichen Ernst und entfernte sich gegen ihre Gewohnheit zeitiger, während sie sonst die Letzte und Fröhlchliste in jeder derartigen Gesellschaft zu sein pflegte.

Unterdessen durchwanderte der Fürst die Straßen von Paris, ohne besonders auf seinen Weg zu achten. Er befand sich in einer Stimmung, wo es ihm gleichgiltig war, wohin ihn seine Schritte führten. Er wollte nur mit sich und seinen heraufbeschworenen Erinnerungen allein sein. Bald befand er sich in einem abgelegenen Stadtheil, da er mechanisch die belebteren Gegenden vermied und die selbst um Mitternacht noch geräuschvollen, ihm wohlbekannten Straßen verließ.

Ein Gewirre von unbekannten Gassen und Gäßchen, aus denen die alte Kirche von Notredame gespenstisch sich erhob, breitete sich wie ein verstrickendes Labyrinth vor seinem halb geschlossenen Auge aus. In diesem Zufluchtsort der Armuth und des Lasters herrschte jetzt die tiefste mitternächtige Stille. Die ganze Welt erschien wie ausgestorben. Die dunklen Häuser mit ihren schlafenden Bewohnern glichen schwarzen Särgen mit ihren Todten. Nur hie und da schimmerte das matte Licht einer Dachkammer wie ein Irrlicht über einen Kirchhof. Selten begegnete er einem Menschen in dieser

verlassenen Todtenstadt, dem Gespenste eines verlorenen Kindes mit gefärbten Wangen, dem Schatten eines elenden Bettlers oder noch elenderen Verbrechers, der wie ein Raubthier die Dunkelheit benützte, um seiner Beute nachzuschleichen. Der Fürst war ohne Furcht, und in seiner gegenwärtigen Stimmung scheute er weniger als je die Gefahr, der er sich in diesen abgelegenen Straßen aussetzte.

Es war eine schwüle, gewitterschwere Sommernacht, die Luft drückend und dumpf, der Himmel mit schwarzen, unheimlichen Wolken bedeckt, aus denen zuweilen der matte Schimmer des Mondes sich mühsam hervorrang. Von Zeit zu Zeit zuckte ein röthlicher Blitz am fernen Horizont und beleuchtete mit seinem Schwefelfeuer die dunklen Häusermassen und die alten Thürme von Notredame.

Jähe Windstöße pfiffen durch die schmutzigen Straßen, wirbelten Wolken von Staub und Koth empor, rüttelten an den morschen Dächern und Schornsteinen und pochten wie mit Geisterhänden an die klirrenden Fenster und ächzenden Thüren.

Dann trat wieder eine unheimliche Stille ein, als brüte die Natur über einen ungeheuren, vernichtenden Gedanken in dumpfer Selbstvergessenheit.

Der Fürst schien den drohenden Ausbruch des furchtbaren über Paris sich entladenden Gewitters nicht zu bemerken, indem er weder seine Schritte beschleunigte, noch ein Obdach in der Nähe zu erreichen suchte.

Seine innere Aufregung hielt mit jener der Natur gleichen Schritt und machte ihn fast unempfindlich gegen jeden äußeren Eindruck.

Mit grausamer Lust hatte er selbst die alten Wunden wieder aufgerissen und sie in eitler Verblendung den fremden Blicken preisgegeben, das Geheimniß seines Herzens enthüllt, das Heiligthum seiner Seele entweiht. Zu dem Schmerze der Erinnerung gesellte sich jetzt noch der Zorn über diese Profanation.

Xaver's Geschichte war in der That seine eigene gewesen und die arme Desirée sein geliebtes Weib, dessen reines Bild jene Frauen der Gesellschaft durch ihren bloßen Hauch befleckten. Aber hatte er nicht

selbst das Andenken Desirée's hundertfach beschmutzt? War er noch würdig, ihren Namen zu nennen und zu ihr emporzublicken wie zu dem Schutzengel seines Daseins? Hatte er sich nicht von neuem in diesen Strudel wilder Lust gestürzt? War er nicht von Orgie zu Orgie getaumelt, anfänglich um seinen Schmerz über ihren Verlust zu betäuben, später der Macht der Gewohnheit erliegend?

Und seine Mutter —

Hatte er noch ein Recht sie anzuklagen, nachdem er sich seine Rache hatte abkaufen lassen und mit der Gerechtigkeit einen schändlichen Handel getrieben? Unverzeihliche Schwäche, elende Feigheit und noch jämmerlichere Gemeinheit!

Nicht vor dem heiligen Namen „Mutter" war er zurückgeschreckt, sondern vor der gemeinen Rücksicht auf die Verhältnisse. Er dachte jetzt an Orest, der, unbekümmert um das Urtheil der Welt, um den Zorn der Götter und die Wuth der Furien, das vergossene Blut des Vaters an der schuldigen Klytemnestra gerächt.

Auch über seinem Hause waltete eine furcht-

bare Nemesis, auch er hatte schwere Blutschuld zu sühnen gehabt, aber der moderne Orest hatte sich den schon gezückten Dolch aus den Händen winden, mit Geld aufwiegen lassen, und statt zu richten, gerechnet, sorgfältig Vortheil und Nachtheil abgewogen und mit der Verbrecherin gefeilscht. Nicht gerührt, sondern überlistet war er von der schlauen Frau worden, die jetzt seine Leichtgläubigkeit, seine Thorheit verspottete und das alte Joch ihn von neuem fühlen ließ.

Damals hatte er sich von ihr überreden lassen, daß sie seinem und Desirée's Sohn, dem kleinen Felix, die Erbschaft ihres ganzen Vermögens zusichern wollte. Dem Glücke des geliebten Knaben hatte er seine Rache, die gerechte Strafe des Verbrechens geopfert.

Aber schon nach einem halben Jahre war Felix, der das rauhe Klima nicht zu ertragen vermochte, wie eine tropische Pflanze ohne Licht und Wärme dahingewelkt und seiner vorangegangenen Mutter in das Grab gefolgt. Das Opfer war umsonst gebracht und der Tod spottete seiner eigennützigen Berechnungen.

Von neuem war er nach Paris geeilt, diesmal nicht als unerfahrener Jüngling, sondern als gereifter Mann, und wieder war er der alten Zauberin erlegen, wieder hatte er sich von der Sirene einschläfern und bethören lassen. Mit gierigen Zügen hatte er das Gift geschlürft, das seinen Körper zerrüttet, seinen Geist entnervt. Diese Gesellschaft mit ihrer sittlichen Fäulniß, ihrer Corruption, ihrer zersetzenden und auflösenden Kritik, ihrer allen ethischen und moralischen Grundsätzen widersprechenden Literatur hatte ihr Werk an ihm gethan und ihn vollends materiell und geistig ruinirt.

Und jetzt hatte er nicht wie einst, seine Jugend, seine Unerfahrenheit zur Entschuldigung. Mit Bewußtsein, ja mit raffinirter Lust hatte er sich rücksichtslos in dies Pandämonium gestürzt und das Laster auf der Höhe und in der Tiefe gesucht, in den vergifteten Salons geheuchelt und gelogen um die Wette mit den Andern, und in den verpesteten Cloaken sich wie sie im Schlamme der Gemeinheit gewälzt.

Die Lehren und das Beispiel seiner Umgebung hatten nach und nach ihn angesteckt und die Krankheit des Jahrhunderts seinen Adern eingeimpft. Das Grundübel der Zeit, der riesige Egoismus der Gegenwart, hatte auch ihn angegriffen und seine ursprünglich edlere und bessere Natur zerstört. Gerade der große Schmerz, den er über den Tod seiner Desirée, über das Verbrechen seiner Mutter empfand, hatte ihn für das Gift nur zugänglicher gemacht, wie der Ansteckungsstoff durch offene Wunden nur um so leichter in den Körper dringt.

Mit dem Verluste der geliebten Gattin und seines Kindes, mit der Zerstörung aller Familienbande hatte er auch jeden sittlichen Halt und festen Grund verloren. Sein Charakter zeigte von Natur schon ein seltsames Gemisch von passiver Schwäche und Indolenz neben einer plötzlich wie ein Wirbelwind hervorbrechenden Energie und Willenskraft, von sanfter Gutmüthigkeit und an Grausamkeit grenzender Wildheit, von liebenswürdiger Offenheit und schlauer Verstecktheit, von verschwenderischer Großmuth und kleinlichster Berechnung seines Vortheils,

jene fast unglaublichen Gegensätze, welche sich in dem Wesen der slavischen Völker und besonders der Polen vorfinden, bei denen der augenblickliche Impuls, das ursprüngliche Temperament und die schnell auflodernde Exaltation die Handlungsweise zu bestimmen pflegt und die Stelle der den germanischen Völkern eigenthümlichen ruhigen Ueberlegung und grundsätzlichen Thuns einnimmt.

Der ganze Bildungsgang des Fürsten und seine Erziehung, wenn von einer solchen überhaupt die Rede war, konnte nicht dazu beitragen, diese Charakterfehler zu beseitigen.

Er blieb sich selbst überlassen und entwickelte sich unter dem Einfluß seiner Umgebung von der seine überaus leicht impressionable Natur willig jeden Eindruck annahm.

So kam es, daß er in der Gesellschaft Desirée's und ihrer würdigen Eltern alle Tugenden und all die liebenswürdigen Eigenschaften seines Herzens und seines Geistes entfaltete, während er nach ihrem Tode sich gänzlich wieder den wilden Leidenschaften und den Stürmen seiner dämonischen Natur wider=

standslos überließ und sich wie ein Ball von den eigenen Affecten und von den Händen dieser depravirten Gesellschaft schleudern ließ.

Dadurch aber wurde der Fürst unbewußt der Spiegel und zugleich der Repräsentant oder vielmehr der Typus einer Zeit, welcher, wie ihm selbst, jeder sittliche Schwerpunkt fehlte, nachdem sie den Glauben ihrer Kindheit als Irrthum erkannt. Allmälig hatten sich seine Begriffe von Gut und Schlecht, von Groß und Klein, vom Erhabenen und Gemeinen in einer Welt verwirrt, wo nur noch der eigene Vortheil und der Genuß des Lebens berechtigt schien, und wenn auch der Fürst von Zeit zu Zeit auf die mahnende Stimme des Gewissens hörte, so fehlte ihm doch der Muth und die Kraft, sich aus dem Alles verschlingenden Strudel selbst zu retten.

Dabei hatte er, wie die ganze damalige Gesellschaft, das Gefühl seiner Schmach und das Bewußtsein der inneren Fäulniß und Verderbtheit. Er kam sich wie ein Leichnam vor, der seinen eigenen Verwesungsprozeß studirt und mit eigenen Augen

ansieht, wie das Fleisch zerfällt und eine Beute der Würmer wird. Aber diese Erkenntniß und die damit verbundene Reue trieb ihn nur von neuem in die Arme des Vergnügens, um sich zu berauschen, zu betäuben.

Wie die ganze Zeit, erwartete auch er seine Erlösung von einer gänzlichen Umgestaltung der Verhältnisse, von einer großen politischen und socialen Revolution, die gleichsam in der Luft zu liegen schien. Er fühlte die Nothwendigkeit derselben; statt aber an seiner Befreiung, an der Befreiung der Welt wie so viele seiner Landsleute im Verborgenen oder offen mitzuarbeiten, sah er mit einer gewissen blasirten Ueberlegenheit auf die Bemühungen der geheimen Gesellschaften und Verschwörungen herab, wobei allerdings seine genaue Kenntniß der leitenden Persönlichkeiten und ihrer Motive seine Zurückhaltung rechtfertigte.

Hatte er doch erst vor Kurzem bei dem letzten Aufstande in nächster Nähe den Leichtsinn und die Frivolität beobachten können, womit die Führer das arme Volk preisgegeben, während sie sich selbst mit

ihren Interessen rechtzeitig zu retten gewußt; schwebte ihm doch das Beispiel seiner eigenen Familie, besonders seines Vaters vor Augen, der sich nutzlos für das verlorene Polen aufgeopfert und dadurch wesentlich den Ruin seines eigenen Hauses herbeigeführt. Der Fürst liebte wie jeder Pole sein armes Vaterland und haßte seine Unterdrücker, aber die heilige Flamme des Patriotismus mußte ebenfalls in dieser vom Egoismus geschwängerten Atmoshäre niedriger brennen und allmälig erlöschen.

Auch er machte an sich die traurige Erfahrung, daß die sinnlichen Genüsse, der tägliche Umgang mit der Debauche zugleich das Mark des Lebens aussaugt und die Willenskraft lähmt, daß die Laster jenen fabelhaften Vögeln der griechischen Sage gleichen, welche sich mit wilder Begier auf das Mahl stürzen, und was sie nicht verschlingen können, durch ihren Auswurf verunreinigen, so daß wir uns mit Ekel abwenden.

So war es gekommen, daß er ohne Lebensziel und Zweck umherirrte und, wie der Dichter sagt, von der Begierde zum Genuß, vom Genuß

zur Begierde ohne innere Befriedigung taumelte. — Von Zeit zu Zeit aber erwachte die bessere Natur in ihm, regte sich die Reue in seiner Brust, hielt er, wie in diesem Augenblick, seine Einkehr in der verlorenen Seele.

Dann brachen die alten Wunden wieder auf, sein Herzblut strömte ungehindert, und der ganze Jammer seines Daseins stieg vor ihm gespenstisch auf. Solch ein stürmischer Ausbruch trieb auch jetzt den Fürsten durch die öden Straßen, durch die verlorenen Stadttheile von Paris.

Unbemerkt war er auf dieser nächtlichen Wanderung am Ufer der Seine angelangt, da, wo das alte Paris aus einer Insel des Flusses emporragt. Der aufsteigende kühle Luftzug verkündete die Nähe des Wassers, auf dessen trübe, schwarze Fluthen der bleiche Schein des gerade aus seinem Wolkengrabe hervorbrechenden Mondes sein schwankendes Licht warf. Gedankenvoll starrte der Fürst in den tiefen Strom zu seinen Füßen und genoß den melacholischen Eindruck des romantisch düsteren Bildes und der ihn umgebenden völligen Einsamkeit.

Eintönig murmelten die Wellen des Flusses und schienen ihm das alte Klagelied anzustimmen von dem Geschick der Menschen und von dem Wandel der Zeiten. Sie hatten unsägliches Elend zu berichten und furchtbares Leid zu erzählen. Wie viel Thränen waren in ihren Schoß geweint, wie viel Blut geflossen und von ihnen fortgetragen worden im Lauf von Jahrhunderten, hinreichend, um den Fluß über seine Ufer zu treiben und bis zur Höhe von Notredame zu schwellen!

Die luftigen Nebel auf dem Wasser glichen den ruhelosen Schatten an den Ufern des Styx. Waren es die Geister der gemordeten Hugenotten, die Opfer jener Katharina von Medicis, die ihn unwillkürlich wieder an seine Mutter erinnerte, die Blutzeugen der ersten großen Revolution, welche wie Saturn ihre eigenen Kinder verschlang, oder die jüngste Beute des Flusses, der das Elend und die Noth, die verzweifelnde Armuth und die lebensmüde Blasirtheit, den verhungerten Proletarier nnd den übersättigten Roué, den physischen und moralischen Schmutz der großen Stadt mit seinen Wellen fortwälzt?

Vor den Blicken des Fürsten erschien die ganze Reihe der Unglücklichen und Elenden, die in den Fluthen der Seine bisher Erlösung von ihrem tausendfachen Leid gesucht, die bleiche Kindesmörderin und die prostituirte Dirne mit geschminkten Wangen, der unglückliche Börsenspeculant und der arme Fabriksarbeiter, der darbende Künstler und der gelangweilte Müßiggänger, jener unübersehbare Reigen des modernen Todtentanzes, jene bleiche Cohorte des Jammers, die jetzt immer näher und dichter herabschwebte, ihm die luftigen Hände entgegenstreckte und ihn mit sich fortzureißen drohte in den lockenden Abgrund zu seinen Füßen.

Ein plötzlicher Schwindel hatte ihn ergriffen und er fühlte sich dem Wahnsinn nahe. Das fortdauernde Starren auf die vom Monde beschienenen Wellen hatte seine Sinne verwirrt, und unwillkürlich war es ihm, als würde er von ihnen fortgezogen, als müßte er der gleißenden, schimmernden Strömung folgen.

Gewaltsam riß er sich empor aus seinen dumpfen Träumen, um die Brücke zu erreichen,

welche das alte mit dem neuen Paris verbindet. Aber auch hier wollte ihn der Spuk noch nicht verlassen. Ein dunkler Schatten hatte sich aus dem phantastischen Todtenreigen losgelöst und war ihm mit leisen, huschenden Schritten gefolgt.

Jetzt lehnte die graue Gestalt an einem Pfeiler der Brücke und bog sich weit über die schützende Brüstung, als wollte sie wieder zurückkehren in das alte Grab. Der Mond war wieder von den dunklen Gewitterwolken verhüllt und rings umher herrschte unheimliche Finsterniß. Plötzlich zuckte ein greller Blitzstrahl, und in demselben Augenblicke sah der Fürst, wie der Schatten mit einem kühnen, verzweifelten Sprung sich von der Brücke in die Seine stürzte.

Im nächsten Moment jedoch war auch er ihm ohne Besinnen gefolgt, um den Unglücklichen, der den Tod in den Wellen zu suchen schien, womöglich zu retten.

Der Traum war verschwunden und mit klaren Augen sah er, soweit dies die Dunkelheit gestattete,

den Körper eines Mannes auf dem Strome treiben, in der augenscheinlichen Gefahr, unterzugehen.

Trotzdem der Fürst ein ausgezeichneter Schwimmer war, so wäre es ihm dennoch schwer gefallen, sein Mitleid zu so später nächtlicher Stunde zu bethätigen, wenn nicht die jetzt schneller aufeinanderfolgenden Blitze ihm bei seinem Rettungswerk geleuchtet hätten. Ihr rother Schein umzuckte das bleiche Haupt des Ertrinkenden, den jetzt der Fürst mit kräftiger Hand ergriff und an das Ufer zog, während das drohende Gewitter sich in schweren Schlägen über Paris entlud.

Die Blitze flammten, der Donner rollte, der aufgeregte Fluß rauschte und schäumte, so daß der Fürst bei diesem Aufruhr der Elemente seine ganze Kraft und Besinnung zusammennehmen mußte, um sich und seine Last glücklich zu bergen.

Nur mit der größten Anstrengung gelang es ihm, eine vorspringende Waschbank zu erreichen, wie sie in der Seine häufig angetroffen und von den Pariser Wäscherinnen benützt werden. Mit der einen Hand die stützende Schutzwehr ergreifend und

sich an ihr emporschwingend, zog er mit der anderen, mit Aufwendung aller seiner Kräfte, den willenlosen Körper des Unglücklichen zu sich herauf.

Kein menschliches Wesen war in der Nähe, nur er allein mit dem Ohnmächtigen in solch unheimlicher Nacht. Vergebens rief er um Hilfe, Niemand hörte ihn, und nur der heulende Sturm und der rollende Donner gaben ihm Antwort.

Seine Verlegenheit wuchs mit jeder Minute und er wußte nicht, was er beginnen sollte, da der Unbekannte noch immer kein Lebenszeichen von sich gab und er allein ihn unmöglich mit sich fortbringen konnte.

Der jetzt mit rauschender Gewalt niederströmende Regen kam ihm jedoch unerwartet zu Hilfe; die schweren Tropfen, welche auf das Gesicht des Ohnmächtigen fielen, weckten sein Bewußtsein und belebten ihn wie ein plötzliches Sturzbad.

Jetzt machte dieser eine Bewegung, indem er mit der Hand mechanisch nach seinem Kopfe griff, als wollte er die dumpfe Betäubung seines Gehirns verscheuchen und seinen dämmernden Erinnerungen

zu Hilfe kommen. Ein schwerer Seufzer entrang sich seiner Brust, dann machte er einen Versuch, sich aus seiner liegenden Stellung aufzurichten, wobei der Fürst ihn sorgsam unterstützte. Bald war auch das geschwundene Bewußtsein vollkommen wiedergekehrt, so daß er seine Lage richtig würdigte und seinen Retter erkannte.

Dieser schnitt ihm jedoch seine Rede kurz ab, indem er ihn fragte, ob er sich die Kraft zutraue, sich zu erheben und mit ihm zu gehen, da hier unter freiem Himmel bei dem strömenden Gewitterregen mit jedem Augenblick das längere Verweilen unerträglicher wurde.

Als der Unbekannte sich bereit erklärte, suchten Beide, so schnell dies unter solchen Umständen möglich war, das Ufer zu verlassen und ein schützendes Obdach zu erreichen. Sobald sie in eine der belebteren Straßen einbogen, fanden sie zum Glück einen nächtlichen Fiaker, der sie in kurzer Zeit wohlbehalten, wenn auch durchnäßt bis auf die Haut, in die Wohnung des Fürsten brachte.

IV.

Ein neuer Philosoph.

Auf der ziemlich langen Fahrt hatte der Fürst hinlängliche Gelegenheit, sich nach den näheren Umständen und der Person seines unbekannten Schützlings zu erkundigen. Das Interesse, welches er unwillkürlich für den von ihm Geretteten empfand, steigerte sich immer mehr durch die ihm zu Theil gewordenen Antworten und Aufschlüsse, in denen sich ein keineswegs gewöhnlicher Geist verrieth.

So viel er aus dieser flüchtigen Unterhaltung schon entnehmen konnte, besaß der Fremde eine überraschende Originalität in seinem ganzen Wesen, Thun und Lassen.

Dieser Eindruck wurde noch wesentlich durch die eigenthümliche äußere Erscheinung gehoben. Man denke sich auf den mageren schlotternden Körper eines Pierrot oder Pantalon den Kopf eines bedeutenden Denkers mit kahler, mächtig breiter Stirn,

einer gebogenen Adlernase, mit klugen, aus den tiefen Höhlen hervorblitzenden, grellblauen Augen; dazu aber noch das spitze, vorspringende Kinn eines Nußknackers, die eingefallenen, abgezehrten Wangen eines verkommenen Hungerleiders, den Schnurr- und Spitzbart eines Don Quixote von röth'ich blonder Farbe und so lückenhaft, als hätte er eine zeitlang auf dem Leihamte zum Versatz gelegen und wäre dort von den Motten beschädigt worden — und man wird das Bild des seltsamsten Menschenkindes haben, das dem Fürsten halb Clown, halb Phisosoph erschien und unwillkürlich an die oft geistreichen Hofnarren früherer Jahrhunderte erinnerte.

Die groteske Figur steckte jetzt zum Ueberfluß, da der Fremde seine nassen Kleider mit einem trockenen Gewande vertauscht hatte, in einem abgelegten türkischen Schlafrocke seines Retters, der ihm um eine Ewigkeit zu breit und viel zu kurz für seine langen, mageren Beine war.

„Wie heißen Sie?“ fragte ihn der Fürst, indem er dem vor Frost nach dem kalten Bade Zitternden eine Tasse Thee reichen ließ.

„Eigentlich," entgegnete der Unbekannte mit einem wehmüthigen Lächeln des breiten Mundes, „habe ich keinen Namen, denn ich heiße — Müller, Enrico Müller. Um mich aber von den Tausenden meiner Namensvettern und Schicksalsgenossen einigermaßen zu unterscheiden, habe ich, wie der berühmte Componist der „Hugenotten" den alttestamentarischen Jacob in den wohltönenden Giacomo, den trivial deutschen Heinrich in den italienischen Enrico übersetzt."

„Und was treiben Sie? was ist Ihr Stand?"

„Das ist schwer zu sagen, da ich alles Mögliche versucht habe, heute Das, morgen Jenes. Ich war abwechselnd Gelehrter und Taglöhner, Jugenderzieher und Colporteur, in Deutschland Schriftsteller wie jeder Deutsche, in Frankreich Charlatan wie jeder Franzose, in Amerika Goldgräber wie jeder Amerikaner und zuletzt — Selbstmörder."

„Selbstmörder!" wiederholte erstaunt der Fürst. „Was wollen Sie damit sagen?"

„Es ist eine Beschäftigung wie jede andere, und ich habe mich damit einige Zeit durchgeschlagen.

Wenn ich nicht mehr weiß, wie und wovon ich leben soll, oder wenn mich der Ekel des Daseins ergreift, stürze ich mich von der nächsten besten Brücke in die Seine und lasse mich von den Vorübergehenden herausziehen und retten, wie auch Sie es ja gethan haben. Das macht Effect, erregt Mitleid, die Umstehenden interessiren sich, man greift in die Tasche und sammelt für den Unglücklichen, oder ich finde einen guthmüthigen Gönner, der sich meiner annimmt, bis er wieder meiner überdrüssig wird."

„Reden Sie im Ernst?" fragte der Fürst, der es mit einem Wahnsinnigen zu thun zu haben glaubte.

„Im völligen Ernst," entgegnete der Unbekannte, ohne aus der Fassung zu kommen.

„Aber dann sind Sie nur ein elender Comödiant, der das Mitleid täuscht und statt des Beistandes, den ich Ihnen zugedacht, eine entsprechende Züchtigung, wo nichts Schlimmeres verdient."

Der Fürst war entrüstet aufgesprungen und zeigte mit gebieterischer Miene nach der Thür, aber der Fremde schien die ihm ertheilte Weisung nicht

beachten zu wollen, indem er sich behaglich in den warmen Schlafrock hüllte und ohne Umstände aus der silbernen Kanne sich eine zweite Tasse Thee einschenkte. Das Uebermaß einer solchen Unverschämtheit verfehlte seine Wirkung nicht; unwillkürlich mußte der Fürst über das seltsame Original lächeln, dessen Offenherzigkeit ihn belustigte.

„Wenn ich auch ein Schauspieler bin," fuhr der Unbekannte nach dieser Unterbrechung in gleichmüthigem Tone fort, „so werden Sie wenigstens eingestehen müssen, daß ich meine Rolle mit dem gebührenden Ernste und mit Liebe spiele. Ich suche in der That den Tod und habe nur das Unglück, daß ich nie meine Rolle bis zu Ende führen kann, ohne daß die Hand des Schicksals mich wieder in das verhaßte Leben zurückschleudert. Sie selbst haben gesehen, daß ich nicht scherze. Man wählt weder eine solche Nacht, noch eine so abgelegene Scenerie, wenn man nur eine Comödie aufführen will. Diesmal war es mir völliger Ernst, und was kann ich dafür, daß Sie mir nachsprangen und mich retteten, wofür ich nicht weiß, ob ich Ihnen danken soll."

„Und erscheint Ihnen der Tod denn so wünschenswerth, das Leben so verhaßt?“ fragte der Fürst, durch das seltsame Bekenntniß überrascht.

„In dieser Beziehung theile ich ganz und gar die Ansichten eines noch lange nicht nach Gebühr gekannten nnd gewürdigten deutschen Philosophen, Namens Schopenhauer, dessen Bekanntschaft ich zufällig an einer Wirthstafel in Frankfurt am Main gemacht habe, und der mir mit seiner scharfen logischen Nadel den geistigen Staar gestochen hat.“

„Und was lehrte Sie dieser unbekannte Philosoph?“ fragte der Fürst, dessen Neugierde und Intereresse an seinem Schützling immer mehr gereizt wurde.

„Daß das ganze Leben nicht der Mühe werth und der uns innewohnende Drang und Wille zum Leben der einzige Grund unserer tausendfachen Qualen und Leiden sei. Unter Millionen von Formen und Gestalten quillt die üppige Lebenslust der Welt und bevölkert mit unzähligen Wesen Erde, Wasser und Luft. Das schwärmt, kriecht und fliegt, raubt, verfolgt und frißt sich gegenseitig auf, lauert

und stürzt sich auf die Beute, der Habicht auf die Schwalbe, die Spinne auf die Fliege, die Fliege auf das verwesende Aas, so daß jedes Wesen nur das lebendige Grab eines andern ist. Trotzdem klammert sich jede Creatur an das Leben an und geräth in stürmischen Aufruhr, wenn ihr von irgend einer Seite Zerstörung droht, und jedes Wesen sträubt und wehrt sich gegen den Tod, als ob in ihm die ganze Welt vernichtet werden sollte. Und doch handelt es sich nur um eine lumpige Spanne Zeit, wenn es hoch kommt, um einige Jahre einer traurigen jämmerlichen, von Leiden und Plagen aller Art verbitterten und stets ungewissen Existenz."

„Sie sprechen wie ein Mann, der eben seinem eigenen Leben ein Ende machen wollte."

„Darum hören Sie aus meinem Munde nur die volle Wahrheit. Wer, wie ich, noch vor wenigen Minuten an der Pforte des Todes stand und mit dem Leben vollkommen abgeschlossen hatte, der lügt nicht mehr, für den hat jede Täuschung aufgehört."

„Sie haben Recht, Ihre Stimme klingt wie

eine Mahnung aus der andern Welt. Und doch ist die Gewohnheit des Daseins so süß und mächtig, daß wir die damit verbundenen unausbleiblichen Leiden leicht ertragen."

„Aber muß sich der vernünftige Mann nicht fragen, was wird mit all unsern Anstrengungen, unserer Arbeit erreicht? Die Befriedigung des Hungers und unserer Wollust, im besten Falle ein niedriges Behagen, wie es jedem Thiere mühelos zu Theil wird. Und nun vergleiche man die Geringfügigkeit dieses Resultates mit den unbeschreiblichen Anstrengungen und der Künstlichkeit der Anstalten, den Aufwand an Kräften und den Reichthum an Mitteln mit der Dürftigkeit des Zweckes und der Unbedeutendheit des erreichten Zieles, so wird jeder verständige Mensch zugeben müssen, daß das ganze Leben ein elendes, erbärmliches Geschäft ist, dessen Ertrag beiweitem nicht die Kosten deckt, wobei das angelegte Kapital sammt den Zinsen uns verloren geht."

„Wahr, nur zu wahr!" rief der Fürst aufspringend. „Sie sind in der That ein furchtbarer aber aufrichtiger Kritiker."

„Wohin wir blicken," fuhr Enrico ermuntert fort, „begegnen wir demselben Schauspiele, dem Kampfe Aller gegen Alle, dem Kriege der sich gegenseitig kreuzenden und vernichtenden Interessen, der endlosen Arbeit des um seine elende Existenz ringenden Menschengeschlechtes. Ein Gang über ein frisches Schlachtfeld mit seinen blutigen Leichen und stöhnenden Verwundeten, beleuchtet von rings umher brennenden Dörfern, dürfte wohl hinreichen, den verstocktesten Optimisten zu bekehren und von der Bestialität der menschlichen Natur zu überzeugen. Man braucht nur ihn durch die Krankenspitäler, Lazarethe und chirurgischen Marterkammern, durch unsere Gefängnisse die Sklavenställe des Orients und all die finsteren Behausungen des Elends nnd des Lasters zu führen, um ihn für immer von seinem Wohlgefallen an dieser „besten Welt" zu heilen. Im glücklichsten Falle ist das Leben des Menschen ein mattes Sehnen und Quälen, ein träumerisches Taumeln durch die vier Lebensalter bis zum Tode. nichtssagend und bedeutungsleer von Außen angesehen, dumpf und besinnungslos, von Innen empfunden."

„Wie aus der Seele gesprochen!“ stimmte der Fürst bei. „Wer sind Sie, daß Sie meinen geheimsten Gedanken Worte verleihen? Ich will und muß mich überzeugen, daß Sie nur ein Mensch, kein Schatten, kein Geist, der aus seinem Grabe emporgestiegen, um mir die Geheimnisse einer andern Welt zu verkünden?“

In der That faßte der aufgeregte Fürst, als wenn er sich von der wirklichen Existenz seines Gastes überzeugen wollte, die nasse Stirn und die kalten Hände seines wunderbaren Gastes an, der allerdings in diesem Augenblick mehr einem Phantom als einem menschlichen Wesen glich.

„Ich bin nur,“ versetzte der Philosoph mit trübem Lächeln, „ein gemeiner Sterblicher, der den Abgrund des Lebens gesehen und das Wesen der Menschen erkannt hat. Die Meisten kommen mir wie Uhrwerke vor, welche von einer unsichtbaren Hand aufgezogen werden und gehen, ohne zu wissen, warum. Jedesmal, wenn ein Mensch gezeugt und geboren worden, ist die Uhr des Menschenlebens auf's neue aufgezogen, um ihr schon zahllosemale abge=

spieltes Leierstück abermals zu wiederholen, Satz für Satz, Tact für Tact, stets dieselbe Melodie."

„Ein ewiges Einerlei, immer die alte Geschichte, ein Tag wie der andere, daß Einem vor dem Aufstehen graut und man es nicht der Mühe werth hält, sich an und auszukleiden."

„So fließt das Menschenleben," fuhr Enrico melancholisch beistimmend fort, „zwischen Wollen und Erreichen, zwischen Begierde und Verdruß in endlosen Wellen hin. Der Wunsch ist seiner Natur nach Schmerz, die Erreichung gebiert Sättigung; das Ziel war nur scheinbar und der Besitz tödtet den Reiz. Unter neuen Gestalten regt sich stets der alte Wunsch, stellt sich das nimmer rastende, ewig quälende Bedürfniß ein, wo nicht, so folgt Oede, Leere — Langweile. Wie ein Pendel schwankt der Mensch zwischen Schmerz und Langweile, zwischen Wunsch und Sättigung, und wie die Noth die Geißel des armen Volkes, so umschwebt den Reichen die Qual der Langweile."

„O! ich kenne das furchtbare Gespenst," murmelte der Fürst in Selbstvergessenheit. „Die Lang-

weile kann den Menschen zur Verzweiflung treiben. Nur um ihr zu entfliehen, habe ich mich in diesen Strudel von Zerstreuungen gestürzt, war ich oft dem Selbstmord nahe."

„Demnach sind Sie zu demselben Resultat wie ich gelangt. Wie Don Juan haben Sie in wilder Lust den Schmerz des Daseins zu vergessen, zu betäuben gesucht. Auch er hat gleich seinem Gegenbilde „Faust", die Nichtigkeit und das Elend des Lebens erkannt; aber während der unbefriedigte Idealist zum Giftbecher greift, stürzt sich der angeekelte Realist, Tod und Vergessen suchend, in die Arme eines schönen Weibes, in die berauschenden Fluthen des Weines. Auch das ist Selbstmord nur ein langsamerer, angenehmerer, als der, den ich in der schmutzigen Seine suchte."

„Und wo finden wir das Ende, den Ausgang aus diesem furchtbaren Labyrinth?" fragte der Fürst verzweiflungsvoll.

„In der Verneinung des Willens in dem gänzlichen Aufgeben des Lebensdranges, in der völligen Vernichtung des eigenen Ichs, in dem geistigen

Absterben, das dem physischen Tode vorangehen muß, wenn wir von der Qual dieses Daseins, von der Schuld und Verantwortung unserer Existenz für immer und ewig befreit und erlöst sein wollen.

„Noch verstehe ich Sie nicht."

„Sie werden mich bald fassen," versetzte der fröstelnde Philosoph, indem er sich selbst eine neue Tasse Thee einschenkte und sich dichter in die Falten des türkischen Schlafrocks hüllte. „Wer einmal bis zu dieser Erkenntniß von der Nichtigkeit aller Dinge und der Verwerflichkeit des elenden Daseins vorgedrungen ist, oder um mit meinem Lehrer und Meister zu sprechen, den Schleier der Maja durchschaut, der hat nur noch einen Schritt zu seiner Rettung nöthig, wenn ihn der Egoismus nicht mit seinen tausend Banden daran hinderte. Einmal auf dieser Höhe angelangt, wird sich bei dem Anblick dieser endlosen Qualen und Schmerzen sein Wille schaudernd vom Leben abwenden und die täuschenden Genüsse desselben verachten. So gelangt der Mensch zu dem wünschenswerthen Zustande freiwilliger Entsagung, der Resignation, der wahren Gelassenheit

und gänzlicher Willenlosigkeit, zu jenem Quietismus und geistigen Tode, der sicherer als der leibliche Friede und Erlösung bringt."

„Ihre Philosophie," bemerkte der Fürst einigermaßen enttäuscht, „lehrt mich nichts Neues. Dasselbe haben bereits die alten Stoiker, die Büßer Indiens, die christlichen Märtyrer und Heiligen in Worten und in Thaten gelehrt."

„Diese Uebereinstimmung der verschiedensten Völker, Religionen und Denker würde nur für die Wahrheit zeugen. Wenn der griechische Philosoph, der indische Brahmine und der christliche Märtyrer zu demselben Resultate gelangt sind, so ist dies nur ein Beweis mehr für die Richtigkeit einer Weltanschauung, die außerdem durch die tägliche Erfahrung noch bestätigt wird."

„Entsagung und immer wieder Entsagung!" murrte der Fürst unmuthig und bitter. „Das ist eure ganze Weisheit. Da ziehe ich noch die Philosophie eines Don Juan vor, der das Leben in vollen Zügen genießt und ohne Furcht zur Hölle fährt."

„Sie haben die Freiheit, nur müssen Sie auch die Verantwortung tragen.

„Mein Wille ist frei“ spottete der Aufgeregte „Als wenn wir nicht mit tausend Banden gefesselt wären, als ob es kein Schicksal gäbe. Wir erben die Fehler und Laster unserer Väter wie ihre Krankheiten, die Eigenthümlichkeiten und Schwächen der Nation, der wir angehören. Unsere Entschlüsse und Handlungen sind von unserer Erziehung, von den Eindrücken unserer Jugend, von dem Beispiele unserer Umgebung abhängig. Der Räuber, welcher sein Leben auf dem Blutgerüste endet, wäre unter andern Verhältnissen vielleicht ein Held wie Cäsar und Napoleon geworden und der Betrüger im Bagno ein Diplomat wie Talleyrand. Und das nennt Ihr Freiheit des Willens und macht uns verantwortlich für fremde Schuld. Welche schändliche Ungerechtigkeit!“

Entrüstet war der Fürst aufgesprungen und durchmaß mit heftigen Schritten das Zimmer, während der Philosoph ruhig fortfuhr:

„Und doch ist der Wille frei, weil er das Ur-

sprüngliche, das eigentliche Wesen, der Grund des Daseins und des Lebens ist. Dafür spricht auch die Unwandelbarkeit unseres Charakters, der unvertilgbar und nichts Anderes als der Ausdruck unseres Willens ist. Dem Boshaften ist seine Bosheit angeboren, wie der Schlange ihre Giftzähne, und so wenig wie sie kann er es ändern. Warum der Eine boshaft, der Andere gut ist, das hängt nicht von den äußeren Verhältnissen, nicht von Lehre, Predigt oder Beispiel ab, wie die tägliche Erfahrung lehrt. Aber ob der Bösewicht seine Schlechtigkeit in kleinlichen Ungerechtigkeiten, in feigen Ränken und niederträchtigen Schurkereien zeigt, die er im engen Kreise seiner Umgebung ausübt, oder ob er als Eroberer das Blut von Hunderttausenden vergießt, Völker unterdrückt und Länder zerstört: das ist nur die äußere Form der Erscheinung, das Unwesentliche derselben und lediglich das Resultat der Umstände. Das Wasser bleibt Wasser mit allen seinen ihm innewohnenden Eigenschaften; ob es aber als stiller See seine friedlichen Ufer wiederspiegelt, als schäumender Wasserfall von Fels zu Felsen stürzt,

als künstlicher Springbrunnen in die Höhe spielend steigt, das hängt nicht von seiner inneren Natur, sondern einzig und allein von den äußeren Verhältnissen ab."

„Und fürchten Sie nicht, daß bei dieser entsetzlichen Weltanschauung das alte Chaos wiederkehrt, die physische und moralische Welt in Trümmer fällt, da sie ja als dieses Monstrum, als wahre Hölle und Sammelplatz aller Leiden und Schlechtigkeiten nicht werth ist, daß sie ferner noch besteht? Was hält denn noch diesen jammervollen Bau zusammen, wenn Tugend und Laster, Bosheit und Güte, Alles nur ein Wahn?"

„Der Egoismus, die Nothwendigkeit. Der Wille des Einzelnen bricht sich am Willen der Gesammtheit, und so entsteht das Gefühl des Rechtes und des Unrechtes. Aus Bedürfniß und Langweile schließt der Mensch sich dem Menschen an, bildet sich die Familie und der Staat, die ihm Schutz gewähren. Der eigene Vortheil zwingt ihn, tugendhaft zu sein, da ein guter Name und die bürgerliche Ehre zu seinem Fortkommen in der

Gesellschaft unumgänglich nothwendig scheinen. Die Furcht vor der Strafe schreckt den Bösewicht. Egoismus ist die Triebfeder unserer Handlungen, und die meisten derselben lassen sich auf diesen Ursprung zurückführen, auf Ostentation, die unserer Eitelkeit schmeichelt, oder auf den frommen Glauben an eine dereinstige Vergeltung mit obligaten Zinsen, oder sonstige selbstsüchtige Gründe, welche den Ausschlag geben. Ohne Uebertreibung läßt sich in der Mehrzahl annehmen, daß, was wir Tugend nennen, nur raffinirter Egoismus sei."

„Halten Sie ein!" rief der Fürst, „Ihre Philosophie ist schrecklich, und doch muß ich Ihnen beistimmen, kann ich Sie nicht widerlegen. Die Erfahrung meines eigenen Lebens spricht für Sie und Ihre Lehre."

„Ich bedaure, wenn ich vielleicht unbewußt Sie verletzt haben sollte. Leider ist es mein Geschick, Unheil zu bringen, wo ich mich zum größten Danke verpflichtet fühle. Deßhalb erlauben Sie, daß ich mich entfernen darf."

„Sie sind unschuldig und können nicht für

die schmerzlichen Empfindungen, die Sie in mir von neuem geweckt. Ich bin Ihnen im Gegentheil verbunden, daß Sie meine eigenen Gedanken aufgeklärt und befestigt haben. Nicht umsonst hat das Schicksal Sie mir zugeführt. Ich bin in dieser Beziehung abergläubisch, ein Fatalist und sehe in Ihnen mehr als eine bloße zufällige Erscheinung. Einstweilen betrachte ich Sie als meinen Gast, bis ich morgen oder in den nächsten Tagen eine Ihrer Bildung und Ihren Wünschen angemessene Stellung ausfindig machen werde, um Sie in meiner Nähe behalten zu können."

Als Enrico sich anschickte, in wohlgesetzter Rede seinen Dank auszusprechen, machte ihm der Fürst eine leichte Verneigung, worauf der Philosoph sich zurückzog, um mit Hilfe des über seine Anwesenheit und sein Verweilen erstaunten Kammerdieners sein bescheidenes improvisirtes Lager aufzusuchen.

Bald verfiel er, von den Erlebnissen des Tages erschöpft, in einen tiefen und gesunden Schlaf, während der Fürst trotz seiner Ermüdung vergebens die Augen schloß und sich unruhig auf seinem weichen Kissen wälzte.

Die alten Erinnerungen vereinigten sich mit den neuen Eindrücken und Gedanken, um ihm den ersehnten Schlaf zu rauben. Dazu gesellte sich das schwarze Heer der materiellen Sorgen, welche den Raubthieren gleich in der Nacht hervorbrechen und den Menschen überfallen.

Erst gegen Morgen stellte sich ein kurzer, von ängstigenden Träumen und finsteren Bildern unterbrochener Schlummer ein. Er sah die arme Desirée, wie sie warnend ihre Hände ihm entgegenstreckte, und mit ihr seine Mutter, die er für ihre Mörderin halten mußte.

V.

Ein altes Geschlecht.

Fürst Valerian Bulski stammte aus einem alten, angesehenen polnischen Adelsgeschlecht, das sich im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts in zwei Linien theilte. Die ältere von beiden, von dem Ahnherrn Xaver Maria gegründet, gewann durch eine Reihe bedeutender Männer und ausgezeichneter Frauen, durch einsichtsvolle Benützung der Verhältnisse, durch weise und sparsame Verwaltung der ererbten Güter, durch einflußreiche Verbindung und glückliche Heirathen einen hohen Glanz.

Einer der Nachkommen, der prachtliebende Graf Stanislaus, erwarb zu den bisherigen Besitzungen noch die weitläufige Herrschaft Lipa, mit welcher der Titel eines Herzogs verbunden war.

Indeß sollte diese neue Würde weder ihm noch

seiner Familie zum Heile gereichen, da die höhere Lebensstellung auch einen größeren Aufwand erforderte und die Veranlassung zu dem späteren Verfall und den zerrütteten Verhältnissen des Hauses wurde.

Ein glänzender Hofstaat, eine nur zu weit ausgedehnte Gastfreundschaft, kostspielige Bauten und Reisen in fremde Länder, das ganze Leben und Treiben eines vornehmen Magnaten im achtzehnten Jahrhundert, mußten mit der Zeit seine ansehnlichen Mittel erschöpfen, seine Güter mit Schulden belasten, obgleich durch die Heirathen seiner Söhne mit reichen Erbtöchtern immer neue Hilfsquellen der Familie wieder zuflossen, so daß sie nach wie vor ihren früheren Rang behauptete.

Weit nachtheiliger wirkten jedoch die politischen Verwirrungen des Landes auf den Wohlstand des Hauses ein. Während Graf Stanislaus sich damit begnügte, sein Leben zu genießen, und sich von allen ehrgeizigen Plänen fernhielt, nahmen seine Nachfolger den lebhaftesten Antheil an den Bewegungen und Erschütterungen, an denen die Geschichte des

polnischen Volkes so überreich ist. Bald standen sie an der Spitze einer mächtigen Partei und spielten vermöge ihrer verschiedenen Verbindungen und ihrer zahlreichen Anhänger eine bedeutende Rolle bei allen Ereignissen des unruhigen Reiches.

Oft lag die Entscheidung einzig und allein in ihren Händen, und selbst die polnische Königskrone schien bei ihrem großen Einfluß ihnen ein keineswegs unerreichbares Ziel. Mehr als Einer der Fürsten aus dem Hause Bulski streckte seine Hand nach dem goldenen Reif aus und stand im Begriff, das stolze Haupt damit zu schmücken.

Die Behauptung einer solchen Stellung verlangte jedoch große Opfer und ließ sich nur durch einen entsprechenden Aufwand erkaufen. Die vielen Anhänger und Freunde der Familie mußten nach der Sitte des Landes förmlich unterhalten, die Stimme der Vornehmen mit Gold aufgewogen, bewaffnete Banden gebildet und besoldet werden, um dem Volke zu imponiren, den Gegnern Furcht einzuflößen.

Große Summen wurden auf diese Weise ver-

schwendet; eine einzige Königswahl kostete Tonnen Goldes und verschlang oft die Einkünfte eines Jahres für die Chimäre eines eingebildeten Thrones.

Aber nicht nur der materielle, auch der moralische Verlust, den das Fürstenhaus unter diesen Umständen erlitt, war nicht gering anzuschlagen. Immer tiefer in das wilde Treiben und in den Strudel der Parteien hineingerissen, verlor der Einzelne, so wie das ganze Geschlecht den Sinn für Ordnung und Gerechtigkeit, die Lust am friedlichen Ausbau und an der weisen Benützung der noch immer bedeutenden Güter.

Der ungewissen, phantastischen Zukunft wurde die sichere Gegenwart und das Erbe einer glorreichen Vergangenheit geopfert; der feste von den Vätern überkommene Besitz stand preisgegeben, und mit der Basis des physischen Wohlstandes war zugleich auch die sittliche Grundlage des Hauses erschüttert.

Die äußeren Kämpfe und Reibungen, die damit verbundene Aufregung weckten die bösen Leidenschaften und entwickelten mit der Zeit einen Zug von Gewaltsamkeit, der sich bis zum wilden Blut-

durst und tyrannischer Grausamkeit steigerte, während im Innern der Familie durch den Kampf der verschiedenen Interessen, durch den Streit um den vielfach angegriffenen Besitz der häusliche Friede untergraben und die ärgerlichsten Auftritte und Scenen zwischen Eltern und Kindern, zwischen Gatten und Gattin herbeigeführt wurden.

Unmerklich verlor das Geschlecht nach und nach mit seinem Wohlstand zugleich auch sein Ansehen, und wenn dasselbe noch immer durch übermäßige Anstrengung eine gewisse Würde zu behaupten wußte, so fehlte ihm doch das frühere Vertrauen und die sonst ihm gezollte hohe Achtung. Der Verfall machte sich nach Innen und Außen bemerkbar, obgleich der Schein so viel als möglich bewahrt wurde.

Die endlich erfolgte Theilung Polens, die Eroberung Warschaus durch die Russen und die Auflösung der alten Republik trugen vollends dazu bei, die Verhältnisse zu zerrütten und die einstige Bedeutung des fürstlichen Hauses zu vernichten.

Auf diesem Boden war der Herzog Franz, der Vater des Fürsten Valerian, aufgewachsen, genährt von den Erinnerungen einer großen Vergangenheit und dem Andenken an die frühere Macht und den Glanz seines Hauses.

Er selbst hatte noch den letzten flackernden Schimmer desselben als Kind gesehen, die Pracht, Verschwendung und den Luxus seiner Umgebung kennen gelernt und diesen Eindruck in seiner Seele treu bewahrt.

Dies gab seinem Sinnen und Trachten eine bestimmte Richtung, die durch seine lebhafte Phantasie und angeborene Lust an Abenteuern noch genährt und geschärft wurde.

Das vornehme Leben eines polnischen Magnaten, ausgestattet mit aller Machtvollkommenheit und der schrankenlosen Willkür eines solchen, schwebte ihm als das einzig wünschenswerthe Ideal, die Wiederherstellung seines Hauses als das höchste Ziel seines Lebens vor. Selbst der phantastische Traum der seinem Geschlechte oft schon so nahen Königskrone blieb ihm nicht fremd und mischte sich unwillkürlich in seine Wünsche und Hoffnungen.

Indessen zeigten sich Zeit und Verhältnisse nichts weniger als günstig; das polnische Reich war zerstückelt, das Land in den Händen fremder Gewalthaber, seine Güter verschuldet, sein Vermögen zerrüttet und kaum zur höchsten Noth ausreichend, um ihm ein standesgemäßes Auftreten zu gestatten. Gewaltsam mußte er daher seinen lebhaften Thatendrang unterdrücken und sich gezwungen auf dem Lande aufhalten, da seine Mittel ihm den kostspieligen Aufenthalt in der Residenz und am Hofe verboten, wo er ohnehin wegen seiner bekannten Gesinnung übel angeschrieben war. Für diese Entbehrungen jedoch wußte er sich als Seigneur in seinem beschränkten Kreise zu entschädigen, wo ihm seine galanten Abenteuer einen gewissen Ruf selbst in der Ferne verschafften.

Bald aber sollte er ein anderes Feld für seinen zur unfreiwilligen Muße verdammten Ehrgeiz finden. Die französische Revolution hatte die Welt in ihren Grundfesten erschüttert und eine gänzliche Umgestaltung des Bestehenden herbeigeführt. War auch der Herzog Franz von Lipa principiell kein

Freund der neuen Freiheit uud besonders ihrer Folgen, so hatte er doch, wie die meisten Aristokraten des achtzehnten Jahrhunderts, mit den neuen Ideen eine zeitlang kokettirt, um sich den Ruf eines aufgeklärten Herrn zu verschaffen. Während er seine Unterthanen mit Brutalität mißhandelte, schwärmte er für Menschenrechte und Brüderlichkeit, für den Contrat social und die Lehren der Encyklopädisten.

Vor Allem war ihm jede Veränderung, jeder Umsturz willkommen, von dem er sich eine Verwirklichung seiner Wünsche versprechen durfte. Mit der höchsten Spannung verfolgte er daher die fernere Entwicklung der Revolution; mit der größten Freude begrüßte er die Siege der jungen Republik gegen ihre Feinde, welche zugleich die seinigen waren. Die Niederlagen Preußens und Oesterreichs am Rhein und in Italien erfüllten ihn mit neuen Hoffnungen für sein Vaterland und für seine eigenen Verhältnisse.

Mit dem größten Interesse aber blickte er auf das aufgehende Gestirn des jungen Corsen, dessen

glänzende und abenteuerliche Laufbahn ihn mit Bewunderung erfüllte und zugleich in seinen eigenen ausschweifenden Plänen und Gedanken für die Zukunft bestärkte. Instinctmäßig ahnte der Herzog in dem ruhmgekrönten Feldherrn den Helden des Jahrhunderts, den Lenker der Völkergeschicke, den Richter der alten Monarchien, den Rächer und vielleicht auch den Wiederhersteller des eigenen Vaterlandes.

In ihm begrüßte er einen willkommenen Bundesgenossen, ein verwandtes Element, und verzieh darum dem Emporkömmling, den er abwechselnd bewunderte und beneidete, sein Glück und seine Erhebung.

Die Gedanken des Herzogs gestalteten sich später zu Thaten, als Napoleon in einem kühnen Anlauf Oesterreich demüthigte und bald darauf Preußen zu Boden warf, den Staat Friedrich's des Großen in einer Schlacht zertrümmernd. Der Sieger hatte in einer Proclamation die Wiederherstellung Polens versprochen und das unterdrückte Volk aufgefordert, das fremde Joch abzuwerfen.

Jetzt oder nie glaubte auch der Fürst, daß für ihn die Zeit gekommen sei, um seine abenteuerlichen Pläne zu verwirklichen. Je enger und inniger er sich an Napoleon anschloß, je feuriger er sich für den Kaiser begeisterte, je größere Opfer er ihm brachte, desto sicherer durfte er auf die Dankbarkeit und Anerkennung des Siegers für seine Anhänglichkeit rechnen.

Allein durch ihn und mit ihm konnte er das Ziel seiner Sehnsucht, die Erfüllung seiner heißesten Wünsche erwarten. Hatte nicht der gewaltige Schlachtengott Königreiche und Fürstenthümer, Kronen und Throne seinen Brüdern und Freunden aus Dankbarkeit und als Lohn ihrer Dienste überlassen? Trug nicht jeder französische Soldat das Patent eines Marschalls in seiner Patrontasche, jeder General die Anwartschaft auf ein Königreich mit sich? Dem Tapferen gehört die ganze Welt, und im eisernen Würfelspiel des Krieges war der höchste Einsatz zü wagen und zu gewinnen.

Auch der Herzog gab sich dieser verlockenden Hoffnung hin; er wollte sich zugleich rächen und

das Ansehen seines gesunkenen Hauses auf diesem Wege wiederherstellen. Seinem abenteuerlichen Sinne entsprechend, erschien er plötzlich als Parteigänger auf dem Kriegsschauplatz.

Mit Hilfe einer neuen Anleihe auf seine ohnehin verschuldeten Güter rüstete er ein kleines Heer von ungefähr 200 Mann aus, mit denen er die Grenze überschritt und einen Einfall in die nächste von Truppen entblößte Provinz machte, um durch einen solchen Schritt dem Kaiser seinen Eifer zu bezeigen und ihn somit auf sich aufmerksam zu machen.

Seine zusammengeraffte und undisciplinirte Truppe bestand zum großen Theil aus den Gutsangehörigen des Herzogs, seinen Beamten, Förstern und einigen Officieren aus den früheren Revolutions-Kriegen. Obgleich es ihm selbst weder an Muth noch an persönlicher Tapferkeit gebrach, so ließ sich mit diesem Haufen nicht allzuviel ausrichten. Es kam zwar zu einigen leichten Scharmützeln mit einzelnen zersprengten Streifcorps, die sich nach der unglücklichen Schlacht bei Jena hier gesammelt

hatten; aber weder der Herzog noch sein zusammengerafftes Heer fanden dabei Gelegenheit, sich mit Ruhm zu bedecken oder besondere Lorbeern zu pflücken.

Trotzdem gab der Herzog von Lipa noch immer nicht die Hoffnung auf, durch eine kühne That die Aufmerksamkeit und den Beifall Napoleon's zu gewinnen, der bis jetzt keine Notiz von seinem kriegerischen Bundesgenossen zu nehmen und kaum seine phantastische Wirksamkeit zu ahnen schien. Der Wunsch, den Dank des Kaisers zu verdienen, wurde noch wesentlich durch die Noth verstärkt. Die Kriegskasse war bald erschöpft und enthielt kaum noch einige Gulden, so daß die ganze Unternehmung an dem Mangel an Geld zu scheitern drohte, da der zusammengelaufene Haufe wegen des Ausbleibens der Besoldung sich durch Desertion bedenklich lichtete.

Sollte nicht das ganze Unternehmen an diesem traurigen Umstand scheitern, so mußte auf die eine oder andere Weise Rath geschafft werden. Der Herzog war trotz seines Ranges und seiner Bildung

in der Wahl seiner Mittel keineswegs bedenklich oder wählerisch; er hatte den alten Satz: Noth kennt kein Gebot, nicht nur kennen gelernt, sondern auch im Verkehr mit seinen Gläubigern, jüdischen und christlichen Wucherern vielfach praktisch zur Anwendung gebracht.

Alles an Alles setzend und wagend, wollte er durch eine verwegene Razzia gegen die benachbarte Kreisstadt und durch die Beschlagnahme der daselbst befindlichen königlichen und städtischen Kassen seinem Geldmangel abhelfen und die bereits murrenden und in Auflösung befindlichen Truppen befriedigen. Ohne vorangegangene Kriegserklärung zog der Herzog wie ein mittelalterlicher Stegreifritter, so unglaublich dies klingen mag, vor die damals schon nicht unbedeutende Stadt, die er durch einen plötzlichen Ueberfall zu erobern hoffte.

Ein derartiges tollkühnes und abenteuerliches Unternehmen war nur möglich und denkbar in einer Zeit der allgemeinen Verwirrung, wo sämmtliche Behörden den Kopf verloren hatten, nur erklärlich von einem polnischen Magnaten, der die phantasti-

schesten Begriffe von seiner Bedeutung hatte und der nicht einen Augenblick an seiner Berechtigung zweifelte. Den Krieg auf eigene Hand gegen einen zwar gedemüthigten, aber noch immer souveränen Herrscher führen zu dürfen, war nur ausführbar in einer Provinz, wo jetzt die vollständigste Anarchie waltete, wo es in früheren Tagen nur übermüthige Herren und unterthänige Sklaven gab.

Indessen stieß auch hier der Herzog auf unerwartete Hindernisse; seine Aufforderung zur Uebergabe der Stadt und Auslieferung der Kassen wurde entschieden zurückgewiesen, und als er danach wirklich zu einer förmlichen Berennung des mit einer alten Mauer umgebenen Platzes schritt, übernahmen die Bürger in Abwesenheit des Militairs die Vertheidigung ihrer Stadt.

So wiederholte sich in der That in unserem neunzehnten Jahrhundert das interessante Schauspiel eines mittelalterlichen Sonderkampfes zwischen einem kleinen übermüthigen Dynasten und einer tapferen Bürgerschaft, welche für ihr Eigenthum wacker stritt.

Mehrere Angriffe des verwegenen Parteigängers wurden siegreich zurückgeschlagen, so daß derselbe sich nach einiger Zeit genöthigt sah, die Belagerung aufzuheben und sein Heer aufzulösen.

Die tapferen Bürger bewahrten ihre Stadt und gaben zugleich das erste Beispiel des sich zur Selbsthilfe ermannenden Volksgeistes in einer Zeit, wo der größte Theil des Landes sich unter das Joch der fremden Eroberer beugte.

Hiemit endete zunächst die kriegerische Laufbahn des Herzogs Franz von Lipa, aber das romanhafte Factum wurde von einem nicht minder romanhaften Schluß begleitet, der für sein ferneres Leben entscheidend war.

VI.

Familiengeschichten.

Der Herzog Franz von Lipa hatte auf seinem Ritterzuge durch die Provinz die angesehene und begüterte Familie des Freiherrn v. Lahren kennen gelernt. Die älteste Tochter derselben, durch Geist und Schönheit ausgezeichnet, faßte damals plötzlich eine glühende Leidenschaft für den kühnen, abenteuerlichen Parteigänger, der durch das Ungewöhnliche seiner ganzen Erscheinung, durch den Zauber seines ritterlichen und galanten Wesens die Phantasie der jungen Dame reizte und das unerfahrene Mädchen unwiderstehlich fesselte.

Selbst der mittelalterliche Gewaltakt ließ ihn in dem verführerischen Lichte eines Helden oder poetischen Paladins erscheinen, während rings umher die nüchterne Alltäglichkeit, die offene Feigheit und

der treulose Verrath ihrer Umgebung sie anwiderte. Auch der Herzog fühlte sich zu der holden Schwärmerin hingezogen, deren glänzende Vermögensverhältnisse außerdem bei ihm in die Wagschale fallen mußten. Da sie eine Waise war, so bewarb er sich bei ihren Brüdern und Vormündern offen um ihre Hand. Aber der ihm vorangehende üble Ruf, seine bekannten Grundsätze und die zerrüttete Lage seiner Verhältnisse bewogen die Familie, ihm trotz seines hohen Ranges eine abschlägige Antwort zu ertheilen.

Wie es in seiner gewaltsamen Natur lag, mußte der Widerstand seine Leidenschaft nur noch mehr steigern. Leicht überredete er die Geliebte, sich von ihm entführen zu lassen. In dunkler Nacht floh er mit ihr über die nahe Grenze, wo ein zu diesem Zwecke von ihm gewonnener Priester das Paar heimlich traute.

Durch den Verrath einer Dienerin wurde die Flucht jedoch bald entdeckt, und beide Brüder setzten der leichtsinnigen Schwester nach, um sie womöglich noch den Armen des Verführers zu entreißen. Dicht

an der Grenze gelang es ihnen, das fliehende Paar zu erreichen; entrüstet forderten sie die Geraubte von dem Herzog im Namen des Gesetzes und ihrer väterlichen Autorität zurück.

Als dieser sich weigerte, drohten sie ihm mit Gewalt, aber der Herzog, für alle Fälle vorgesehen, kam ihnen zuvor und wartete nicht ihren Angriff ab. Mit einem raschen Griff riß er die geladene Pistole aus dem Gurt und schoß sie auf den nächsten seiner Verfolger ab.

Entsetzt sah die Schwester den jüngeren Bruder vom Pferde sinken; sie wollte ihm zu Hilfe eilen, aber der Entführer riß sie mit sich fort. Die augenblickliche Verwirrung benützend, gab er seinem Pferde die Sporen und brachte seine weinende Geliebte glücklich in Sicherheit.

Blut und Thränen waren ihre Morgengabe, das furchtbare Bild des gefallenen Bruders begleitete sie zum Altar.

Zum Glück erwies sich die Verwundung bei genauerer Untersuchung keineswegs lebensgefährlich, so daß der von ihr später versuchten Versöhnung

wenigstens keine Blutschuld entgegenstand. Die Familie des Freiherrn v. Lahren fügte sich der unabänderlichen Thatsache und willigte schließlich in die Verbindung, die nicht mehr rückgängig zu machen war. Es fand eine friedliche Auseinandersetzung statt, wonach die junge Herzogin aus dem ihr zufallenden elterlichen Nachlasse die ansehnliche Herrschaft Kumow und eine bedeutende Geldsumme erhielt, die den Herzog aus seiner bedrängten Lage riß.

Durch diesen Zuwachs seines Vermögens und durch das Ansehen seiner neuen Verwandten, mit denen er sich vollständig ausgesöhnt hatte, gestalteten sich seine Verhältnisse wieder so günstig, daß er an die Erfüllung seiner Pläne ernstlicher als je denken konnte, umsomehr, da sich ihm von neuem und ganz unerwartet die glänzendsten Aussichten eröffneten.

Nachdem die Hauptstadt der Provinz in die Hände der siegreichen Franzosen gefallen war, hatte Prinz Jerome, der spätere König von Westphalen und Bruder Napoleon's, einstweilen daselbst sein glänzendes Lager aufgeschlagen. Bald sammelte

sich um den üppigen, lebenslustigen Herrn ein förmlicher Hofstaat, und der zu allen Zeiten schmiegsame Adel drängte sich um die neue Gnadensonne, in deren Schein es sich so fröhlich und sorglos leben ließ.

Die angesehenen Familien der Aristrokatie gingen bis auf wenige Ausnahmen von dem alten Grundsatz aus, unter jeder Regierung ihre eigenen Interessen zu wahren und sich der Gunst des jedesmaligen Machthabers zu versichern. Unempfindlich für das Geschick des Vaterlandes, die Schmach der Nation, für das tragische Los des unglücklichen Königspaares, das an den äußersten Grenzen der Monarchie mit den Trümmern des geschlagenen Heeres umherirrte, war die Mehrzahl nur darauf bedacht, so schnell als möglich ihren Frieden mit dem Sieger zu schließen und sich dadurch den ferneren ungestörten Genuß aller bisherigen Vortheile und Privilegien zu wahren und womöglich noch neue zu zu erwerben.

Für diese Leute hatte sich im Grunde nichts

geändert, sie hatten im Gegentheil eher gewonnen als verloren. Nach wie vor fanden sie ihre Assembléen, Feste und Gesellschaften wieder, ja sogar um Vieles glänzender und amüsanter als unter der früheren Regierung eines ernsten Königs und einer tugendhaften Königin, welche einer entschieden sittlichen Richtung huldigten, im Gegensatz zu der bekannten frivolen Weise und Maitressenwirthschaft ihres verschwenderischen Vorgängers.

Wie nach jeder großen Katastrophe, brach jetzt die zurückgeschreckte Lebenslust mit doppelter Gewalt hervor. Man wollte sich für die erduldeten Gefahren und Entbehrungen schadlos halten, das Versäumte in raschen Zügen nachholen, die noch immer ungewisse Gegenwart genießen und voll auskosten.

Der plötzliche Umsturz der alten Monarchie und des verjährten Besitzstandes hatte zuerst die Gemüther erschreckt, indem sich die Unbeständigkeit aller Verhältnisse und Lebensgüter kundgab. Später jedoch, als die Gewohnheit und Alltäglichkeit den ersten tieferen Eindruck verwischte, trat dagegen eine allgemeine Reaction ein. Das durch die Furcht zum

Herzen gedrängte Blut kehrte mit frischer Energie zu den Gliedern zurück und die bedrängte Brust athmete jetzt um so freier auf.

Zugleich mit den neuen Verhältnissen und neuen Gästen drangen auch die neuen Anschauungen und fremden Gedanken ein. Die Schranken und Bande der alten Ordnung löſten sich und stürzten haltungslos zusammen, aber man schloß absichtlich die Augen vor der drohenden Gefahr und taumelte von Vergnügen zu Vergnügen, um sich zu betäuben und zu zerstreuen.

Von allen Seiten stürmte jetzt der vornehme Adel nach der Hauptstadt der Provinz, wo der lebenslustige Prinz Jerome das Signal zu einer Reihe üppiger Feste und Bacchanalien gab. Die ersten Familien folgten seinem Beispiele und überboten sich in glänzenden Gesellschaften. Man badete sich wörtlich in Wein, der später an ärmere Leute, wie die Sage erzählt, billig verkauft oder verschenkt wurde.

Mit dem größten Luxus verband sich die tiefste Erniedrigung, und die Geschichte jener Tage er-

zählt die merkwürdigsten Züge dieser allgemeinen Entsittlichung und Prostitution. Da gab es hochgestellte Frauen, die es sich zur Ehre schätzten, die Maitressen des Siegers zu sein; angesehene Männer, die ihre eigenen Weiber dem lüsternen Prinzen zuführten, zu jeder Schmach und zu jedem Verrath willig die Hand boten.

Wie zu den Zeiten der römischen Kaiser, schien damals alle Scham entflohen, jedes Ehrgefühl erstorben. Man rühmte sich seiner Verirrungen und Ausschweifungen, man taumelte von einer Orgie zur anderen und sprach aller Sitte, jedem Anstand Hohn.

Auch der Herzog von Lipa begab sich mit seiner jungen Gattin und seiner Schwägerin, der Baronin Eugenie v. Lahren, an den Hofstaat des Prinzen, um ihm seine Huldigungen darzubringen. Er glaubte sich dieser Pflicht umsoweniger entziehen zu dürfen, da er sich von der Gunst Jerome's die größten Vortheile versprechen durfte und durch den Bruder Napoleon's den Kaiser selbst für seine weitaussehenden Pläne zu gewinnen hoffte.

Die ihm zu Theil gewordene Aufnahme entsprach vollkommen seinen Wünschen. Der Prinz behandelte ihn mit der größten Auszeichnung, während die schöne Herzogin und noch mehr ihre reizende Schwester durch ihre Anmuth und Liebenswürdigkeit das nur zu leicht entzündliche Herz Jerome's im Fluge eroberten. Weit entfernt, aus Eifersucht oder Besorgniß für seine Ehre den Galanterien des Prinzen entgegenzutreten, suchte der Herzog vielmehr diese Doppelneigung für seine Absichten und geheimen Zwecke zu benützen, indem er sich davon den besten Vortheil versprach.

Noch war das Herz der jungen Frau unverdorben, noch liebte sie ihren Gatten und war ihm treu. Offen gab sie ihm ihre Bedenken und ihr Mißfallen über die zudringliche Bewerbung Jerome's zu erkennen und forderte den Herzog auf, den Hof mit ihr zu verlassen.

Dieser lachte über ihre Aengstlichkeit und spottete über ihre Befürchtungen; nebenbei entwickelte er solche Begriffe und Anschauungen über Liebe und Ehe in den vornehmen Kreisen, die ganz geeignet

waren, die besten Grundsätze zu erschüttern und zu untergraben.

Anfänglich empört und ungehalten über seine Frivolität, schenkte sie nach und nach seinen Lehren ein geneigteres Gehör, so daß sie dem Einfluß ihres Gatten und dem Beispiel ihrer Umgebung schließlich unterlag.

Es war dem Herzog gelungen, sie mit der Zeit für seine Pläne zu gewinnen und die sittliche Basis ihres ehelichen Lebens zu zerstören, wobei er allerdings von ihrer Jugend, ihrer Lebenslust und der herrschenden Verderbniß wesentlich unterstützt wurde. Nicht ungestraft athmeten die Herzogin und ihre Schwester in dieser giftigen Atmosphäre. Beide erlitten mit der Zeit eine gänzliche Umwandlung ihrer Grundsätze und besseren Natur.

Später, als Jerome von seinem Bruder das Königreich Westfalen zum Geschenk erhielt und dort die alte lustige Wirthschaft nur in erhöhtem Maße fortsetzte, folgte ihm der Herzog mit seinen beiden Damen an den neuen Hof, und durch den Einfluß der Letzteren gelang es ihm in der That, mit der

Zeit die Aufmerksamkeit Napoleon's auf sich zu lenken, der in dem verwegenen Parteigänger ein willkommenes Werkzeug für seine eigenen Unternehmungen erblickte.

In dieser Eigenschaft leistete er ihm auch in den nachfolgenden Kriegen wesentliche Dienste, die jedoch für ihn selbst nicht die gewünschten Früchte trugen. Nach dem Sturze des Kaisers brach auch über das Haupt des Herzogs von Lipa das Verderben widerstandslos herein. Er wurde von der Regierung für sein altes Vergehen und für den neuen Verrath verhaftet und als Landesverräther angeklagt. Ein Fußfall der Herzogin vor dem mit Recht beleidigten Monarchen und die Verwendung eines angesehenen Diplomaten, mit dem die galante Schwester nach der Verjagung Jerome's in Verbindung getreten war, wendeten wenigstens für kurze Zeit das drohende Geschick ab. Da aber der Herzog während der Hundert Tage von neuem sich hinreißen ließ und sich Napoleon, trotz der gemachten Erfahrungen, nochmals anschloß, so wurde er wieder auf die Festung gebracht und der niederge-

schlagene Proceß mit aller Strenge gegen ihn aufgenommen.

In Folge dieser Ereignisse geriethen seine längst verschuldeten Güter gänzlich in Verfall, und selbst das Herzogthum Lipa wurde auf Antrag seiner zahllosen Gläubiger mit Sequestration belegt. Zu diesem ökonomischen und politischen Mißgeschick gesellten sich tiefe innere Familiensorgen und Zerwürfnisse.

Jahrelang war die Ehe der Herzogin kinderlos geblieben, und sie fürchtete daher, daß das Majorat der jüngeren Linie zufallen und in fremde Hände gerathen würde — ein Gedanke, den sie nicht zu ertragen vermochte.

Um diese Zeit war die tiefbekümmerte Frau öfters auf Reisen, indem sie bald in der Residenz verweilte, bald ferne Bäder besuchte, um ihre angegriffene Gesundheit wieder herzustellen.

Als sie nach längerer Abwesenheit in die Heimat zurückkehrte, erschien sie in Begleitung eines jungen Prinzen, den sie auf der Reise in einem abgelegenen Städtchen geboren haben wollte. Ihre Angabe, obgleich durch die glaubwürdigen Zeugnisse

eines Arztes und des Ortspfarrers bestätigt, wurde vielfach angezweifelt und besonders von den Agnaten ihres Gatten wiederholt bestritten, indem sie den neugebornen Prinzen als ein untergeschobenes Kind bezeichneten.

Nichtsdestoweniger erhielt der Knabe als erster Sohn des Herzogs von Lipa in der Taufe den Namen Robert, auch wurde er von seinem Vater als künftiger Majoratsherr rechtskräftig anerkannt. Mit der Zeit verstummten die üblen Gerüchte, und Niemand wagte die Geburt des jungen Prinzen und seine Stellung anzutasten.

Nach einigen Jahren brachte die Herzogin einen zweiten Sohn, den Fürsten Valerian von Vulski, zur Welt. Auch bei dieser Gelegenheit waren die bösen Zungen geschäftig, indem man zu berechnen suchte, daß die Vaterschaft des Herzogs unmöglich gewesen sei, da er zur bestimmten Zeit in strenger Gefängnißhaft gesessen habe. Außerdem wollte man von einem zärtlichen Verhältnisse der galanten Dame wissen, deren bekannter Lebenswandel allerdings einen solchen Verdacht zulassen mußte.

Trotzdem fanden diese Thatsachen von Seiten des Herzogs ebensowenig Berücksichtigung, als die früheren Gerüchte. Beide Knaben wurden von ihm als seine Söhne und Erben anerkannt und erhielten eine ihrem Stande angemessene sorgfältige Erziehung.

Merkwürdigerweise zeigte das nur um wenige Jahre verschiedene Brüderpaar schon von frühester Jugend eine gegenseitige Abneigung, die vielleicht ebensosehr ihrer angebornen Natur als dem unvermeidlichen Einfluß ihrer Umgebung zuzuschreiben war.

Die Gerüchte über die besonderen Umstände bei ihrer Geburt mochten mit der Zeit auch ihnen zu Ohren gekommen, durch geschäftige Zwischenträger die vorhandene Spannung noch genährt worden sein, bis dieselbe zur lodernden Flamme des Hasses anwuchs.

Mit jedem Tage wurde der Zwiespalt größer, der Groll heftiger, so daß der Herzogin nichts übrig blieb, als die feindlichen Brüder zu trennen. Der ältere, Robert, wurde in eine Erziehungs-Anstalt

gethan, wo er das doppelte Glück hatte, den schädlichen Einflüssen seiner Umgebung entzogen zu werden und einen tüchtigen Lehrer zu finden, der die natürlichen Anlagen des begabten Knaben entwickelte.

Vor Allem pflanzte dieser in die Seele des heranwachsenden Jünglings eine unbegrenzte Liebe zur Wahrheit, eine fast an Trotz grenzende Selbstständigkeit, eine Verachtung der Lüge und des Scheines, selbst wenn sich dieselben in der glänzendsten Gestalt ihm darstellten.

Immer schärfer gestaltete sich daher der Gegensatz zwischen ihm und seiner Familie, deren zerrüttetes Leben und Treiben ihm auf die Länge der Zeit nicht verborgen bleiben konnte. Eine unausfüllbare Kluft trennte ihre Anschauungen von den seinigen. Während er sich an den erhabenen Beispielen des Alterthums begeisterte, durch Lehre und Beispiel eine edlere und bessere Welt kennen lernte, überließ sich der jüngere Bruder rücksichtslos den Extravaganzen seiner stürmischen, vulcanischen Natur.

Einige Jahre später starb der Herzog auf der Festung, wo er als Staatsgefangener lebte; seine

Leiche wurde mit der ihm gebührenden Pracht und mit allen seinem Range und Stande zukommenden Ehren in die Gruft seiner erlauchten Väter gesenkt. Auf seinem Todtenlager hatte er im Beisein seiner Gattin und auf ihren Rath eine Erbtheilung gerichtlich festgestellt und ein Familienstatut errichtet, kraft dessen der ältere Sohn in den väterlichen, der jüngere in den mütterlichen Gütern succediren sollte.

Aber der berechtigte Majoratsherr verzichtete bei der Eröffnung des Testaments unter ausdrücklichem Vorbehalt für künftige, bessere Zeiten auf die zwar glänzende, aber gefährliche Erbschaft des verschuldeten Herzogthums.

Seiner ganzen Entwicklung gemäß verschmähte er es, auf Kosten der betrogenen Gläubiger sich von den Privatverpflichtungen seines Vorgängers loszumachen, wie ihm von der Herzogin und seinen Beiräthen zugemuthet wurde. Lieber wollte er den hohen Titel vorläufig missen, als ihn um einen solchen Preis erkaufen.

Aber ebensowenig war er geneigt, dem Ansinnen seines jüngeren Bruders nachzugeben und zu

dessen Gunsten gänzlich zu entsagen. Durch eigene Kraft und Thätigkeit hoffte er das Herzogthum mit der Zeit von allen Schulden zu befreien und dann erst, aber nicht früher, seine Rechte darauf geltend zu machen.

Einstweilen faßte er den unter seinen Verhältnissen und bei seiner Jugend doppelt anerkennungswerthen Beschluß, bis zu diesem Zeitpunkt als einfacher Privatmann zu leben, da ihm nichts verhaßter und entwürdigender erschien, als der Widerspruch zwischen seinem hohen Rang und seinen beschränkten Mitteln.

Da er jedoch auf vielfachen Widerspruch bei seinem Vorhaben zu stoßen fürchtete, so verließ er das elterliche Haus, um sich nach Amerika zu begeben. Nachdem er einige Zeit in Newyork gelebt, hatte er sich nach den Weststaaten gewendet, wo er einige Jahre mit Erfolg sich der Landwirthschaft widmete. Plötzlich jedoch war er dort verschwunden, wie man allgemein glaubte, bei der Explosion eines Dampfschiffes verunglückt. Seitdem fehlte jede fernere Nachricht von seinem Verbleiben, so daß man kaum noch an seinem Ableben zweifeln konnte.

Unterdessen war auch der jüngere Bruder, Fürst Valerian, unter der Obhut seiner durch die traurigen Schicksale ihres Hauses verbitterten Mutter herangewachsen. Dabei konnte es nicht ausbleiben, daß der lebenslustige, heißblütige Jüngling das Joch seiner strengen Vormünderin unerträglich fand, umsomehr, da sie seine hochfliegenden Pläne nicht unterstützen wollte.

Seitdem der Majoratsherr für todt galt, mußte er sich für den rechtmäßigen Erben des Herzogthums halten, dessen Besitz ihm selbst unter den obwaltenden Umständen als das Höchste erschien. Dringend verlangte er darum von seiner Mutter und Vormünderin ihre nothwendige Zustimmung, die ihm stets mit entschiedener Strenge versagt wurde.

Erbittert durch ihre Weigerung, verließ auch Valerian heimlich das elterliche Haus und begab sich zunächst nach Paris, von wo er ebenfalls nach Amerika reiste, wahrscheinlich in der Absicht, um Nachrichten über den verschollenen Bruder einzuziehen, indem er durch die Feststellung seines Todes

sich die ihm dann gebührende Erbschaft sichern wollte, oder falls er ihn wider Vermuthen noch am Leben finden würde, denselben zur völligen Verzichtleistung auf das Majorat zu bewegen hoffte.

Ohne den gewünschten Erfolg war er nach längerer Abwesenheit wieder in die Heimat zurückgekehrt, und zwar in Begleitung seiner jungen Frau, einer liebenswürdigen Creolin, die er auf seinen Reisen unter romantischen Umständen gefunden und geheiratet hatte.

Obgleich die reizende Frau außer ihrer Schönheit und Anmuth keine Mitgift besaß, schien dennoch seine sonst so stolze und ehrgeizige Mutter nach einigem Widerstreit sich mit dieser Mißheirat ausgesöhnt zu haben, wenigstens zeigte sie gegen die ihr wider Willen zugeführte Schwiegertochter eine große wenn auch vielleicht erheuchelte Zärtlichkeit. So lange seine zwar unbedeutende, aber überaus gutmüthige und fromme Gattin lebte, war auch das Verhältniß zwischen Mutter und Sohn ein durchaus freundliches. Erst nach ihrem Tode, der allerdings unter verdächtigen Umständen erfolgte, brachen die

alten Zerwürfnisse mit erneuter und verdoppelter Gewalt hervor.

Nach einer ebenso heftigen als peinlichen Auseinandersetzung mit seiner Mutter reiste der Fürst zum zweitenmale nach Paris, wo er sich noch zügelloser als bei seinem ersten Aufenthalte dem wilden Strom des Lebens überließ.

Zwischen Genuß und Reue schwankend, verfiel er immer mehr den finsteren Mächten der allgemeinen Corruption, verlor er nach und nach jeden sittlichen Halt, obgleich von Zeit zu Zeit ihn die mahnende Stimme des Gewissens aus seinem Taumel weckte und seine bessere und edlere Natur sich gegen das gedankenlose Treiben seiner Umgebung auflehnte.

Auch er sehnte sich nach einer Erlösung, die er jedoch nicht in sich und seiner eigenen Kraft, sondern in einem außerordentlichen Ereignisse, in einer überlegenen Persönlichkeit suchte.

Da aber seine Erwartungen stets getäuscht wurden, überkamen ihn jene düsteren und muthlosen Gedanken, die ihm in den Lehren seines Schütz-

lings oder vielmehr in der Weltanschauung jenes damals ihm noch unbekannten deutschen Denkers zu einem förmlichen System ausgebildet erschienen.

Die neue Philosophie der Verzweiflung fand in ihm einen begeisterten, wenn auch nicht gerade immer consequenten Anhänger.

VII.

Der Spielprofessor.

Am nächsten Morgen erinnerte sich der Fürst an seine nächtliche Unterhaltung mit dem originellen Kauz, den ihm das Schicksal unter so eigenthümlichen Umständen zugeführt hatte.

Auf seinen Befehl erschien Enrico Müller jetzt vor ihm in einer allerdings mehr als fragwürdigen Gestalt, nachdem er den türkischen Schlafrock des Fürsten mit seinen unterdessen trocken gewordenen Kleidern vertauscht hatte, die durch das vorangegangene Wasserbad keineswegs an Eleganz und Ansehen gewonnen hatten.

War der Schlafrock ihm um eine Welt zu weit gewesen, so war der abgeschabte Leibrock, welcher zur Zeit seine edlen Glieder bedeckte, so kurz, daß er noch aus seinen Confirmationstagen zu stammen

schien und eher dem Balge eines ausgestopften Thieres, als dem Werke eines menschlichen Schneiders ähnlich sah.

Dieses fabelhafte Kleidungsstück war sorgfältig bis zum Halse zugeknöpft, um den allerdings beklagenswerthen Zustand seiner Wäsche zu verbergen. Leider aber hatte diese Vorsicht nicht den gewünschten Erfolg, da die Kürze der Rockärmel alle seine Bemühungen verspottete und diese empfindliche Blöße preisgab.

Besser gelang es dem Philosophen, die offenen Wunden seiner schadhaften Fußbekleidung zu verbergen, indem er eine solche Stellung einzunehmen wußte, daß die neugierige rechte Zehe durch eine geschickte Position der linken Ferse vollkommen in den Hintergrund gedrängt wurde.

Mit einem halb verlegenen, halb wehmüthigen Lächeln und mit einer tiefen Verneigung, welche dem erst heute ihm bekannt gewordenen Rang seines Retters vollkommen Rechnung trug, schien er ehrerbietig die Ansprache des Fürsten zu erwarten.

Dieser unterdrückte mit Mühe ein ihm auf-

steigendes Lächeln und winkte Enrico, näher zu treten, was dieser jedoch nur sehr ungern that, um die für seine Fußbekleidung so glücklich gewählte Position nicht aufgeben zu müssen.

„Ich habe Sie rufen lassen,“ sagte der Fürst, „um mit Ihnen über Ihre fernere Stellung und Ihr Verbleiben in meiner Nähe zu sprechen.“

„Durchlaucht sind zu gütig,“ stotterte der Philosoph, indem er fortwährend auf seine Füße sah und gleichsam die vordringliche Zehe durch seine Blicke einzuschüchtern suchte.

„Ich wünsche Sie in meinen Diensten zu behalten,“ fuhr der Fürst mit Gönnermiene fort, „doch muß ich vor allen Dingen erst wissen, für welche praktische Beschäftigung Sie sich eignen, da mir meine Verhältnisse nicht gestatten, meinen eigenen Hofphilosophen zu halten.“

„Ich schmeichle mir,“ entgegnete Enrico mit einer noch tieferen Verbeugung, „außer meiner philosophischen Bildung noch mannichfache andere nützliche Kenntnisse in meinem vielbewegten Leben erworben zu haben. Mit besonderer Vorliebe jedoch

habe ich National-Oekonomie und Finanzwissenschaften studirt, so daß ich hoffen darf, bei der Verwaltung der durchlauchtigsten Güter mich nützlich zu erweisen."

„Vorläufig befindet sich die Verwaltung meiner Güter noch in den Händen meiner Mutter, so daß ich Sie auch als Finanzminister nicht anzustellen vermag, obgleich ich keinen Augenblick an Ihrer Befähigung für diesen Posten zweifle."

„Das thut mir aufrichtig leid," erwiderte der Philosoph naiv, indem er die Ironie seines Gönners nicht zu bemerken schien. „In meinen Mußestunden habe ich früher einen vollständigen Plan ausgearbeitet, wie sich die österreichische Staatsschuld in wenigen Jahren ohne besondere Opfer tilgen ließe."

„Und man hat Sie nicht sogleich nach Wien berufen und Ihnen eine Ihrem Verdienste angemessene Stellung gegeben?"

„Leider hat mein Projekt nicht die ihm gebührende Würdigung gefunden. Die österreichische Regierung hat es vorgezogen, eine neue Anleihe zu

machen, statt auf meine Pläne einzugehen. Ich habe meine Hand von Oesterreich abgezogen und meine Dienste dem Lord Schatzkanzler in London angetragen, ohne bei demselben glücklicher zu sein."

„Ich bedaure Sie von ganzem Herzen und noch mehr die Regierungen, welche ein derartiges Finanz-Genie nicht zu benützen wußten."

„Auch Columbus wurde zu seiner Zeit verkannt und verspottet. Das ist das Schicksal jedes neuen Gedankens, jeder bedeutenden Entdeckung, gegen die sich alle Anhänger des alten Systems, alle Thoren und Dummköpfe erheben. Seit Pythagoras bei der Auffindung seines großen Satzes von der Hypothenuse den Göttern zum Danke eine Hekatombe geopfert, zittern die Ochsen vor jeder neuen Entdeckung."

Der Contrast zwischen den pathetischen Worten und der Lage des Philosophen, welcher Millionen zu verschenken hatte, während er selbst kaum seine Blöße zu bedecken vermochte, war so komisch, daß der Fürst trotz seiner Gutmüthigkeit diesmal laut auflachte. Enrico ließ sich jedoch keineswegs durch

die ungemessene Heiterkeit seines Gönners aus der Fassung bringen, da er in der That an die Unfehlbarkeit seines Wissens glaubte und einen fast an Wahnwitz grenzenden Fanatismus der Ideen besaß.

„Nebenbei," bemerkte er mit unerschütterlicher Ruhe, „habe ich auch den Spielbanken meine Aufmerksamkeit zugewendet. Durch anstrengende Combinations-Rechnungen und meine Studien im Gebiete der höheren Algebra bin ich zu den überraschendsten Resultaten gelangt, so daß ich mir zutraue, jede Pharaobank zu sprengen und stets zu gewinnen."

„Das wäre in der That," spottete der Fürst, „eine außerordentliche Entdeckung. Nur muß ich mich wundern, daß Sie dieselbe nicht zu Ihrem eigenen Nutzen verwendet haben. Schwerlich würde ich sonst das Vergnügen haben, Sie in dieser Gestalt vor mir zu sehen.

„Ich finde es ganz in der Ordnung," erwiderte der Philosoph, „daß Durchlaucht meine Worte bezweifeln; aber Sie vergessen, daß zu jedem Unter-

nehmen ein Anlage-Kapital gehört, das ich leider nicht besitze. Vergebens habe ich zu diesem Zwecke einen Theilnehmer gesucht und verschiedene Anzeigen in den Zeitungen erlassen. Ich scheiterte an dem Unglauben und der Bornirtheit der Welt, woran schon mancher große Mann, manches Genie zu Grunde gegangen ist. Zwar meldeten sich einige Speculanten, natürlich aber konnte ich mein Geheimniß ihnen nicht preisgeben, und Niemand wollte mir daher die nöthige Summe anvertrauen und den Versuch mit mir wagen. So blieb ich arm, obgleich ich nur die Hand auszustrecken brauchte, um Millionen zu gewinnen."

„Sie glauben also wirklich, daß sich die Launen des Zufalls, das Glück des Spieles mathematisch berechnen und genau im Voraus bestimmen lassen?" fragte der Fürst, der selbst an der Pharaobank eine ähnliche Beobachtung gemacht zu haben glaubte und sich deshalb für den Gegenstand lebhaft interessirte, obgleich seine bisherigen Erfahrungen ihn keineswegs ermunterten.

Allerdings lehrt die Wissenschaft," entgegnete

Enrico mit dem ganzen Ernste seiner Ueberzeugung, „daß es keinen Zufall giebt. Was wir in unserer Verblendung so zu nennen belieben, ist nur das unseren blöden Augen sich entziehende Gesetz, die uns nicht sichtbare Ordnung der Dinge. Jahrhunderte hindurch glaubte die Welt, daß sich die Sonne um die Erde drehe, bis erst Copernikus durch seine Berechnungen die Irrthümer des ptolemäischen Systems nachwies. Jetzt berechnen unsere Astronomen bis auf eine Minute die Wiederkehr der Cometen und verkünden im voraus ihre Erscheinung an dem von Millionen Sternen bevölkerten Himmel, ohne sich jemals um eine Minute zu täuschen. Sollte es nicht ebenso möglich und noch leichter sein, die Wiederkehr einer bestimmten Karte oder einer gewissen Farbe mit Hilfe der Mathematik zu bestimmen? Wer einigermaßen mit den wunderbaren Leistungen der höheren Algebra, mit dem Infinitesimal-System und der allerdings höchst schwierigen und complicirten Combinations-Rechnungen sich bekannt gemacht hat, wird mir vollkommen beipflichten müssen.“

„Ihre Ansichten mögen theoretisch richtig sein, aber praktisch scheinen sie mir nicht ausführbar," bemerkte der Fürst, welchem die sichere Sprache und die angeführten Gründe des Philosophen einzuleuchten schienen. „Vor allen Dingen kommt es dabei auf einen Versuch an, der sich meiner Meinung nach leicht und ohne Gefahr anstellen ließe."

„Ich bin zu jeder Probe sofort erbötig," erwiderte der Philosoph mit der größten Zuversicht.

„Das kann auf der Stelle geschehen," sagte der Fürst, zwischen Neugier und Zweifel schwebend. „Niemand kann uns hindern, hier eine kleine Pharaobank zu etabliren und die Richtigkeit Ihres Systems zu prüfen."

Mit diesen Worten drückte er auf die vor ihm stehende silberne Tischglocke und befahl dem darauf erscheinenden Kammerdiener, den Spieltisch aus dem Salon und mehrere Spiele neuer Karten nebst den dazu gehörigen Marken herbeizuschaffen. Dieser entfernte sich mit erstaunten Blicken und kehrte schon nach kurzer Zeit mit den gewünschten Gegenständen wieder zurück. Der Fürst winkte dem Philosophen,

näher zu kommen und sich an den Tisch zu setzen, auf dessen Platte er die nöthige Zeichnung entworfen hatte.

„Ich werde," sagte er, „die Bank übernehmen und Sie sollen pointiren."

„Erlauben mir nur Durchlaucht zuvor die Bemerkung, daß schon eine geraume Zeit verflossen ist, seitdem ich mich mit meiner Erfindung beschäftigt habe, so daß ich mich erst wieder hineinarbeiten muß. Auch sind, wie ich bereits die Ehre hatte, vorher zu erwähnen, die dabei stattfindenden Berechnungen äußerst complicirter Natur, so daß ich nicht dafür stehen kann, wenn sich hie und da ein kleiner Fehler einschleichen sollte, obgleich ich in der Mehrzahl der Fälle und im Ganzen mich selten irren kann. Schließlich muß ich noch hinzufügen, daß die dabei nöthige Kopfarbeit so anstrengend und nervenaufreibend ist, daß sie kein Mensch länger als eine, höchstens zwei Stunden auszuhalten vermag, da sich nach und nach bei diesem Hirnprocesse alle Gedanken verwirren und mit der Zeit ein Zustand förmlicher Erschöpfung einzutreten pflegt."

Nach dieser Vorrede setzte sich der Philosoph und das Spiel begann, indem der Fürst eine mit Rechenpfennigen gefüllte Cassette vor sich hinstellte, die Karten mischte, abheben ließ und die Taille schlug, wobei er zugleich mit der größten Spannung dem von ihm angestellten Versuch folgte. Enrico Müller besetzte ebenfalls mit den vor ihm aufgehäuften Rechenpfennigen bald Rouge, bald Noir, bald diese, bald jene Chance, ohne anfänglich eine Miene zu verziehen.

Erst nach und nach im Verlaufe des Spiels belebten sich seine starren Züge, rötheten sich seine bleichen Wangen, glänzten seine tiefliegenden Augen. Je länger dasselbe dauerte, desto größer schien seine Erregung zu werden, desto sichtbarer trat die geistige Anstrengung hervor, in Folge der Berechnung, die ihn augenscheinlich bei der Besetzung der Karten leitete.

Ein perlender Schweiß bedeckte seine hohe kahle Stirn, und mehr als einmal zog er ein grobes, bunt gewürfeltes Baumwollentuch hervor, um denselben abzutrocknen. Während der ganzen Zeit

wurde zwischen den beiden Spielern kein Wort gewechselt, sie waren so vertieft und in Anspruch genommen, als ob es sich dabei nicht um Rechenpfennige, sondern um Millionen handelte.

War es Zufall oder besaß Enrico wirklich das von ihm angegebene Geheimniß, der Fürst verlor fast bei jedem Einsatz, und nur selten fiel der fast gesprengten Bank ein spärlicher Gewinn zu, so daß derselbe sich eines lauten Ausrufes nicht enthalten konnte.

„Zum Teufel! das nenn' ich Glück.“

„Nicht Glück,“ erwiderte der Philosoph, durch den Erfolg kühner gemacht, „sondern nur Bestätigung meines Systems.“

„Ich kann noch immer nicht daran glauben, obgleich ich zugeben muß, daß Sie fast immer gewonnen haben. Indessen beweist das noch nichts. Ich selbst habe an einem Abend zweiundzwanzigmal hinter einander Rouge besetzt und die Bank in Homburg gesprengt. Dafür verlor ich am anderen Abend den Gewinn des vorigen Tages und noch einige hundert Goldstücke dazu!“

„Ich bin bereit, Durchlaucht, Revanche zu geben und an Ihrer Stelle die Bank zu übernehmen.“

„Gut! wir wollen sehen, ob das Glück, oder vielmehr Ihr System Ihnen auch ferner treu bleiben wird.“

Die beiden Spieler tauschten die Plätze, und Enrico Müller übernahm die Bank, aber nicht zum Vortheile des Fürsten, wie dieser gehofft. Satz auf Satz ging ihm verloren, und unaufhörlich, ohne Unterbrechung, strich der Bankier die Rechenpfennige weg, welche sich zu einem kleinen Berge vor ihm aufhäuften.

„Ich wünschte,“ bemerkte der Philosoph mit seinem trüben Lächeln, „daß es Goldstücke wären!“

„Und ich freue mich, daß es nur Rechenpfennige sind, sonst hätten Sie mich bereits vollkommen ausgezogen und ich wäre ein ruinirter Mann.“

„Zweifeln Ihre Durchlaucht noch an den Resultaten meiner Berechnungen.“

„Ich weiß wirklich nicht, was ich davon denken soll, doch so bald gebe ich mich nicht gefangen. Wir wollen noch eine Taille abwarten.“

Auch der Fürst wurde mit jeder folgenden Minute immer leidenschaftlicher, immer erregter, indem ihm das allerdings auffallende Glück seines Gegners mehr als ein bloßes Spiel des Zufalls schien.

Sein phantastisches Wesen machte ihn ganz und gar geneigt, die Möglichkeit einer solchen Entdeckung anzunehmen, obgleich ihm nicht unbekannt war, daß derartige systematische Berechnungen in der Spielerwelt nicht zu den ungewöhnlichen Erscheinungen und Vorspiegelungen gehören, die sich jedoch noch nie bewährt und auf die Länge der Zeit stets wieder als Täuschungen erwiesen haben. Trotzdem war auch er von dem gewöhnlichen Aberglauben der Spieler nicht frei, daß es allerdings geheime Mittel und Wege gebe, um das flüchtige Glück zu bannen und die Launen des Zufalls zu beherrschen.

Seine lebhafte Phantasie berechnete im Stillen die ungeheuren Chancen und Vortheile, die ihm aus dem Besitze einer solchen Geldquelle mit Hilfe des ihm vom Schicksal zugesendeten Philosophen

erwachsen mußten, während sein Fanatismus, der bei ihm sehr oft die Stelle der Religion und des logischen Denkens vertrat, auch in dieser seltsamen Begegnung mehr als einen bloßen Zufall suchte und daher auch fand.

Zu allen diesen Umständen gesellte sich noch die unerschütterliche Zuversicht und Ueberzeugung Enrico's, und von neuem bewährte sich die dämonische Kraft des fanatischen Glaubens an sich selbst, der auch Andere das Widersinnigste zu glauben zwingt; eine Erfahrung, die sich in der Geschichte der geistigen Epidemien in den verschiedensten Zeiten vielfach bestätigt und erst in unseren Tagen bei Gelegenheit des Tischrückens und Geisterklopfens von neuem bewährt hat.

Mit derselben nervösen Aufregung und höchsten Spannung, wie wir selbst einst die Bewegung des fortrückenden Tisches beobachtet haben, verfolgte jetzt der Fürst sein Spiel oder vielmehr das Spiel des vom Glücke begünstigten Philosophen, und wie er in der vorangegangenen Nacht mit der ganzen Leidenschaftlichkeit seines Naturells den Lehren einer

pessimistischen Weltanschauung gelauscht, so überließ er sich jetzt am Tage dem eigenthümlichen Zauber und der magischen Gewalt des Spiels, das häufig gerade auf die genialsten Menschen einen unwiderstehlichen Reiz ausübt.

So saßen Beide still einander gegenüber und man hörte keinen Laut, als das Rauschen der Kartenblätter und den Klang der hin- und hergeschobenen Rechenpfennige, welche die Stelle der Goldstücke vertraten. Nur zuweilen entfuhr dem Fürsten unwillkürlich ein Ausruf der staunenden Bewunderung, wenn er immer wieder seinen Einsatz verlor, während Enrico äußerlich die größte Ruhe beobachtete, obgleich er innerlich nicht weniger aufgeregt war.

Gegen das Ende der von ihm festgesetzten Zeit zeigte er jedoch sichtbar die von ihm im voraus verkündigten Spuren geistiger Ermattung, wie er angab, in Folge seiner anstrengenden Berechnungen. Der Fürst gewann einigemale und triumphirte über seinen Gegner, der jedoch sich mit seiner zunehmenden Schwäche entschuldigte und verschiedene Combinations-Fehler zugestand.

Bald jedoch wechselte das Glück von neuen, indem Enrico sich wieder zu ermannen und die aufsteigende Ermüdung zu bewältigen schien. Noch bevor die von ihm festgesetzte Stunde verstrichen, war auch die letzte Spielmarke aus der Cassette des Fürsten verschwunden, so daß dieser für heute sich vollkommen befriedigt und zugleich besiegt erklären mußte.

„Wunderbar, höchst wunderbar!" rief er, von diesem Resultate überrascht, aus, indem er von seinem Sitze aufsprang. „Man möchte an Zauberei glauben, wenn nicht das Ganze doch nur ein Spiel des Zufalls wäre."

„Ich bin mit Vergnügen zu jeder neuen Probe bereit," entgegnete der Philosoph mit einer neuen Verbeugung, „doch möchte ich um einige Zeit bitten, um mich von dem nervösen Kopfweh zu erholen, das mich stets nach einem solchen Versuch zu befallen pflegt."

„Für heute mag es genug sein," sagte der Fürst, „wir können ja morgen oder übermorgen das Spiel fortsetzen. Wenn sich Ihr System bewährt,

so ist Ihr Glück gemacht, und ich will gerne Ihnen die Hand dazu bieten und das nöthige Geld hergeben, um gemeinschaftlich mit Ihnen die Banken in Homburg, Wiesbaden oder Ems zu sprengen. Natürlich bleiben Sie vorläufig in meiner Nähe. Da ich Sie aber nicht als meinen Spielprofessor der Welt vorstellen kann, so ernenne ich Sie hiemit zu meinem Privat-Secretär, wenn Sie mit diesem Arrangement einverstanden sind."

„Vollkommen! Es übertrifft meine kühnsten Erwartungen."

„Sie werden meine nicht allzu weitläufige Correspondenz führen und ich werde für Ihren Unterhalt Sorge tragen. Zunächst will ich meinem Kammerdiener den Auftrag ertheilen, Sie mit der nöthigen Garderobe zu versehen, da mir die Ihrige im höchsten defect erscheint. Ueber Ihren Gehalt und sonstige Einkünfte sprechen wir ein andermal, da ich heute noch nichts darüber bestimmen will und ohnehin wenig Zeit habe."

„Ich habe das vollkommenste Zutrauen zu der Großmuth und Noblesse Ihrer Durchlaucht."

„Außerdem," fügte dieser lächelnd hinzu, „kommt diese Kleinigkeit nicht in Betracht, wenn sich wirklich Ihr System bewähren sollte. Sie werden dann mein Associé und wir theilen den ungeheuren Gewinn."

„Oh!" erwiderte Enrico, „Ihre Durchlaucht sind zu gütig. Ich bin schon mit einem Drittel, selbst mit einem Sechstel zufrieden, wenn Sie nur überhaupt meine Pläne realisiren wollen, da Sie ja das größte Risico bei dem Geschäfte haben."

„Das Alles wollen wir der Zukunft überlassen," sagte der Fürst mit einer verabschiedenden Handbewegung, worauf sich der Philosoph mit großer Selbstzufriedenheit und weit stolzer als er gekommen wieder entfernte.

Als Enrico gegangen war, machte der Fürst mit Hilfe seines Kammerdieners seine Toilette, da er den schönen Tag nach dem gestrigen Gewitter noch zu einem kleinen Ausfluge benützen wollte. Augenscheinlich befand er sich in der besten Stimmung, wozu seine Unterhaltung mit Enrico mit beigetragen hatte.

Wenn auch nicht gänzlich überzeugt von der Entdeckung des Spielprofessors, überließ er sich doch willig dem Glauben an die Möglichkeit eines derartigen Systems. Fortwährend in Geldverlegenheit, erblickte bereits seine lebhafte Phantasie in dem Wissen und den Berechnungen des Philosophen eine unerschöpfliche Geldquelle für seine vielfachen Bedürfnisse. —

Trotz seiner Zweifel fand er ein gewisses Vergnügen daran, sich die Consequenzen einer derartigen Entdeckung mit den lachendsten Farben auszumalen, und wie es in seinem sanguinischen Temperament lag, sah er sich bereits im Besitze von Millionen, allen quälenden Sorgen entrückt, schwelgend im Ueberfluß und mit den reichsten Mitteln versehen, um jeden seiner Wünsche, jede aufsteigende Laune zu befriedigen.

Vor Allem wollte er frei und unabhängig von seiner Mutter leben und die ihm zukommende Stellung ihr und der Welt gegenüber behaupten.

In diese phantastischen Träume mischte sich unbewußt der auch in ihm nur schlummernde Ehrgeiz

seines Hauses. Vor seinen Augen schwebte die Herzogskrone von Lipa, die ihm nach seiner Meinung widerrechtlich vorenthalten wurde. War er nicht der einzige rechtmäßige Erbe, der wirkliche Majoratsherr, da sein Bruder, wie die öffentliche Stimme behauptete, nur ein untergeschobener Bastard war? Und dieser ihm verhaßte Bruder hatte, wenn auch nur vorläufig seiner Erbschaft entsagt, war verschwunden, verschollen, sicher todt. Er brauchte nur die Hand nach dem erledigten Herzogthum auszustrecken, und wer hinderte ihn daran? Seine eigene Mutter, die ihn selbstsüchtig der nöthigen Mittel beraubte, um dies glänzende Ziel zu erreichen.

Um die über das Herzogthum verhängte Sequestration aufzuheben, um das Besitzthum aus den Händen der Gläubiger zu befreien, bedurfte er allerdings einer großen, für ihn unerschwinglichen Summe und vor Allem der Zustimmung seiner Mutter. Diese aber war nicht zu erlangen und vergebens hatte er Bitten und Beschwörungen und selbst Drohungen an sie verschwendet.

Sie hatte bisher hartnäckig ihre Unterschrift zu

einem Actenstücke verweigert, wodurch der bisherige Herzog und Majoratsherr von Lipa für todt und aller seiner Rechte verlustig erklärt werden sollte, falls er nicht in einer bestimmten Frist wiederkehren würde. Ebenso hartnäckig hatte sie sich bis jetzt gegen jedes Abkommen gesträubt, um die Sequestration des Herzogthums aufzuheben, was allerdings bedeutende pecuniäre Opfer von ihrer Seite, vielleicht den größten Theil ihres eigenen Vermögens und die Hingabe ihrer sämmtlichen Güter gefordert hätte, obgleich selbst das noch nicht hingereicht haben würde, um all die Schulden des Hauses zu decken.

Sie wollte lieber auf das ganze Herzogthum für sich und ihre Nachkommen verzichten, als nur einen Pfennig von ihrem eingebrachten Vermögen missen. Das hatte sie ihm bestimmt erklärt, als er vor ihr auf den Knien lag und sie bei der Ehre seines Hauses, bei Allem, was ihr heilig und theuer anflehte, das väterliche Erbe aus den Händen der Gläubiger und der Regierung zu retten.

„Ich will kein weiblicher Lear sein und von meinen Söhnen abhängen," hatte sie mit bitterem

Lächeln auf seine Bitten geantwortet und die ihr zum Frieden um diesen Preis entgegengestreckte Hand zurückgestoßen.

Unter diesen Umständen war es natürlich, daß sich der Fürst nach fremder Hilfe umsah, zumal sein verschwenderisches Leben in Paris beiweitem die ihm von seiner Mutter ausgesetzte Summe überstieg und ihn bereits eine nicht unbedeutende Schuldenlast drückte.

Eine Menge von seinen Wechseln befand sich in den Händen verschiedener Wucherer, die seine fortwährende Verlegenheit auf das beste auszubeuten wußten.

Mehrfache Versuche, mit angesehenen Bankiers in Verbindung zu treten und mit ihrer Hilfe sich und die väterlichen Güter von der stets sich noch mehrenden Schuldenlast zu befreien, waren mißglückt, da kein solider Geschäftsmann auf das ungewisse Erbe und so lange nicht der Tod des eigentlichen Majorats-Erben constatirt war und gerichtlich feststand, ihm das nöthige Geld vorstrecken wollte.

So sah er sich in die Lage eines fürstlichen Proletariers versetzt, das traurigste aller Lose, da ihn sein Rang zu einem unverhältnißmäßigen Aufwand und zu fortwährenden Ausgaben zwang, während er ihm zugleich jede Erwerbsquelle verschloß und ihn von der befreienden und erlösenden Arbeit fernhielt.

Ihm war es nicht gestattet, selbst wenn er den Willen dazu gehabt hätte, mit seinen Händen oder seinem Geiste sich zu ernähren, wenn er nicht zugleich alle Vortheile seiner Stellung aufgeben wollte. Er war gleichsam zum Müßiggang verdammt, und mehr als einmal verwünschte er seine hohe Geburt, beneidete er das Schicksal des ärmsten Proletariers, der wenigstens die Freiheit besaß, zu arbeiten oder zu verhungern.

Jetzt bot sich ihm plötzlich ein Ausweg, den er selbst schon früher, aber leider nicht mit dem dazu nöthigen Glück versucht hatte. Ein Fürst darf in unserer modernen Weltordnung nicht arbeiten, aber wohl spielen, nicht durch eigene sittliche Thätigkeit sich erhalten, aber wohl eine notorisch unsittliche Handlung zu seinem Vergnügen begehen.

Wie einst im Mittelalter Könige und Herren die Alchymie betrieben und den Stein der Weisen mit Hilfe betrügerischer oder selbstbetrogener Adepten suchten, um sich neue Goldquellen zu eröffnen, so gedachte er jetzt mit Hilfe seines Spielgenossen den neuen Stein der Weisen an den öffentlichen Spielbanken, in diesen modernen Retorten, zu finden und sich eine unerschöpfliche Golkonda zu erschließen. Immer war die Sache eines Versuches werth, und er hatte nichts zu verlieren als einige elende Goldstücke, die er doch nur seinen Gläubigern schuldete.

Außerdem lag in der ganzen Angelegenheit ein geheimer Reiz, das Experiment versprach ihm Spannung und Aufregung, nach der er um so begieriger war, je mehr er sich gelangweilt fand. Schon der bloße Gedanke an das Spiel, und zwar unter so eigenthümlichen Verhältnissen brachte sein stockendes Blut in Wallung und versetzte ihn dadurch in die angenehmste und heiterste Stimmung.

„Ich reise nach Wiesbaden!“ sagte er halblaut

zu sich selbst, als wollte er sich dadurch in seinem plötzlichen Entschlusse bestärken.

„Wir reisen nach Wiesbaden!" wiederholte er dem erstaunten Kammerdiener, indem er dabei die bekannte Arie aus „Robert der Teufel": „Ha, das Gold ist blos Chimäre!" lustig trällerte.

VII.

Eine Pariser Lorette.

Während sich so der Fürst mit seinen Spiel- und Reiseplänen beschäftigte, dachte die reizende Schauspielerin Judith an ihn, dessen Bild sie seit der vergangenen Nacht nicht mehr verlassen wollte.

Sie lag in ihrem glänzend ausgestatteten Boudoir auf dem schwellenden Divan in malerischer, bequemer Stellung ausgestreckt, wie träumend mit halbgeschlossenen Augen, das marmorbleiche Haupt auf das rothe Seidenkissen gestützt, rings umgeben von den dunkelschwarzen, aufgelösten Locken.

Ein weiter Hausrock von grauem Seidenstoff schmiegte sich leicht und bequem um die üppigen Glieder, während die kleinen, mit durchbrochenen Strümpfen bekleideten Füße ein neckendes Spiel mit den zierlichen Pantöffelchen trieben, sie in die Höhe

werfend und dann wieder mit den Zehen auf-
fangend.

Zu ihren Füßen lag ein prächtiges Windspiel,
das Geschenk eines reichen Lords, mit seidenweichem
rehbraunen Fell, rosenrother Schnauze und klugen,
dunklen Augen. So oft die Morgenschuhe in die
Höhe flogen, fuhr auch die muntere „Finette“ mit
lautem Gebell empor und suchte sie vergebens zu
haschen, worüber Judith jedesmal laut auflachte,
obgleich sie in diesem Augenblick eigentlich mit sehr
ernsten, fast schwermüthigen Gedanken beschäftigt
war.

Vor ihrer Phantasie stand noch immer der
interessante Mann mit den dämonisch blitzenden
Augen, den zuckenden Lippen und dem ewigen Schmerz
in dem zerissenen Herzen. Halb Don Juan, halb
Corsar hatte ihn der jüngere Dumas genannt und
damit, ohne es zu wissen, ihren eigenen Gedanken
über die fremdartige fesselnde Erscheinung das rich-
tige Wort geliehen.

Sie liebte ihn, trotzdem sie sich im Innern vor
seinen versengenden Blicken, vor seinem bitteren

Lächeln, vor den wie ein jäher Blitz aus dunkler Nacht hervorbrechenden Ausbrüchen seiner vulcanischen Natur fürchtete, trotzdem sie von einer solchen Leidenschaft unendliche Qualen und namenlose Leiden erwartete.

Bisher hatte sie in ihren Anbetern nur die Spielbälle ihrer Laune und eitle Thoren, über die sie spottete, gesehen; jetzt aber hatte sie einen Mann gefunden, vor dem sie zitterte.

In ihre Gedanken an ihn mischte sich unwillkürlich ein geheimnißvolles Grauen, und doch konnte sie darum nicht von ihm lassen. Das Gefühl, welches er in ihr geweckt, war ihr neu und erfüllte sie mit einem nie gekannten Entzücken.

Diese plötzlich aufkeimende Liebe hatte ihr, wie jedem Weibe, erst eine Seele verliehen und ein neues Leben in ihr entzündet. Ihr Herz hatte nie zuvor so heftig gepocht, nie so mächtig geschlagen. Sie hatte es für todt gehalten, für abgestorben und erkaltet; jetzt war es erwacht aus langem, langem Winterschlaf.

Ueber Nacht war der Frühling in ihre ver-

ödete Brust gezogen, tausend Knospen und Keime regten sich und öffneten ihre Kelche dem goldenen Licht. Lerchen jubelten, Nachtigallen schmetterten, Sonnenschein und Blumenduft umschwebte und berauschte sie.

Auch das verlorenste Weib feiert einmal wenigstens, und wenn auch nur für einen flüchtigen Augenblick, seine Wiedergeburt und Auferstehung. Es ist kein Thal so tief, keine Schlucht so düster, wohin nicht ein Strahl der Sonne, ein Hauch des Lenzes, ein Blick der himmlischen Liebe dringt.

So träumte Judith, die frivole Soubrette des Vaudeville, die Königin des Pariser Lorettenthums, in ihrem luxuriösen Boudoir von einem neuen Leben, einer wahren Liebe, frei von jeder Selbstsucht, jeder Berechnung und Koketterie. Auf ihren Wangen lag jetzt ein rosiger Schimmer, die Morgenröthe eines nie geahnten Glückes, während ein feuchter Thränenschleier das verzehrende Feuer ihrer muthwilligen Augen dämpfte und ihnen einen eigenthümlichen seelenvollen Ausdruck verlieh.

Sie war schön, schöner als je, weil sie wirklich zum erstenmale liebte.

Aber die Vergangenheit, mit der sie abzuschließen gedachte, entließ sie nicht so leicht aus ihren Fesseln. Sie erschien ihr jetzt in Gestalt eines nach der neuesten Mode gekleideten Mannes, der unangemeldet und mit dem Hute auf dem Kopf und die Hände in der Tasche seines eleganten Sommerpaletots in ihr Zimmer trat und sich ungenirt auf den nächsten weichen Fauteuil niederfallen ließ.

Der reiche Bankier Dumoulin war eine der Finanzgrößen unter der Herrschaft des Bürgerkönigs Louis Philipp, ein Typus seiner Classe und seiner Zeit. —

Durch glückliche Speculation hatte er ein Vermögen erworben, das nach Millionen zählte; er war daher Mitglied der Deputirten-Kammer, wo er sich durch sein Schweigen und seine glänzenden Diners einen Namen erworben hatte, Präsident mehrerer gemeinnützigen Gesellschaften und industriellen Unternehmungen, deren Gewinn meist in seine Tasche floß, zukünftiger Pair von Frankreich, da er dem Ministerium durch seinen Credit und seinen Einfluß die bedeutendsten Dienste leistete.

Er besaß das schönste Haus, die schönste Equipage und die schönste Frau in Paris, mit der er vor der Welt in musterhafter Ehe lebte, was ihn jedoch nicht hinderte, nebenbei noch die schönste Geliebte in Judith zu unterhalten. Sie galt für die reizendste Lorette in Paris, und darum mußte er sie auch um jeden Preis besitzen.

Es schmeichelte seiner Eitelkeit, den Lord Varendale zu überbieten, indem er ihr ein ganzes Haus mit einer wahrhaft fürstlichen Einrichtung, eine Equipage mit den reizendsten Ponies und dem kleinsten Groom von der Welt zur Verfügung stellte.

Dafür glaubte er auch ein Recht auf ihre Dankbarkeit, auf ihre Liebe zu haben, da er als solider Geschäftsmann Alles nach dem aufgewendeten Gelde taxirte und nach seinen gemachten Erfahrungen die Neigung der Frauen ebenso gut wie die Grundsätze der Männer für käuflich hielt.

Es war ihm jedoch zum Bedürfniß geworden, seine Abende bei der liebenswürdigen Schauspielerin zuzubringen, und selbst am Tage suchte er zuweilen

bei ihr die nöthige Zerstreuung kurz vor oder nach der Börse.

Ihre stets heitere Laune, ihr natürlicher Witz und selbst ihre bizarren Einfälle und unberechenbaren Capricen unterhielten und ließen ihn die Schwankungen der Course und selbst die gefährlichen Manöver der Contremine vergessen. Deshalb war er auch gerne bereit, jeden ihrer Wünsche und selbst die ausschweifendsten Launen seiner extravaganten Geliebten zu erfüllen.

Zum zweitenmale in diesem Jahre hatte er sie völlig neu eingerichtet und mit einem nur für ihn möglichen Kostenaufwand ihre Wohnung decoriren lassen.

Man konnte sich in der That auch nichts Reizenderes und Geschmackvolleres denken als ihren Salon und ihr Boudoir, worin sie augenblicklich verweilte. Seidene Tapeten bekleideten die Wände, Brüsseler und echte Smyrnaer Teppiche bedeckten den Fußboden, so daß man auf Blumen zu wandeln schien. Kostbare Vorhänge dämpften das Tageslicht und reiche Portièren von demselben schwere Seidenstoffe vertraten die Stelle der Thüren.

Wirkliche Kunstwerke, Bilder und Statuen berühmter Meister wechselten mit reizenden Nippes, mit jenen hundert zierlichen Kleinigkeiten ab, auf denen das Auge des Beschauers mit Vergnügen weilt und in denen die französische Erfindungsgabe oft ihre schönsten Triumphe feiert. Ueber einer badenden Nymphe, von dem lüsternen Faun umarmt, hing das unschuldige „Gretchen,“ von einem Schüler Ary Scheffer's im Geiste seines berühmten Lehrers gemalt; dort lauschte aus einem Bosquet von Palmen und anderen exotischen Blattpflanzen das Marmorbild der dem Meer entsteigenden Venus hervor, während auf dem vergoldeten Kamine die Größen des Tages, von dem genialen Bildhauer Dantan zu den geistvollsten Chargen benützt, in den kühnsten und lächerlichsten Stellungen erschienen und unwillkürlich die Lachlust reizten.

Seltene Vögel, geschwätzige Papageien sangen und plauderten in prächtigen Volièren oder wiegten sich in den hellglänzenden Metallreifen.

Selbst die bei einer Künstlerin verzeihliche Unordnung, das bunte Durcheinander von abgeleg-

ten Kleidern, hingeworfenen Rollen und Büchern, zerstreuten Toilette-Gegenständen, Schminktöpfen, Hasenpfoten, Pomadebüchsen und Aschenbechern, halbgeleerten Weinflaschen und kostbaren Flacons, aus denen die feinsten Parfüms ausströmten, verliehen dem Ganzen nur noch den höheren Reiz malerischer Verwirrung.

Und mitten in dieser eleganten Umgebung lag noch immer die schöne Judith auf den Divan hingestreckt wie eine Perle in ihrer kostbaren Schale, und trieb von neuem ihr lustiges Spiel mit dem emporgeschnellten Pantöffelchen und mit der lautbellenden Finette, ohne sich durch die Anwesenheit des Herrn Dumoulin stören zu lassen, der den pikanten Anblick mit dem Schmunzeln eines wollüstigen Gourmands genoß.

„Und wie geht es mit Ihnen sonst, meine Theure?" fragte er während der kurzen Pause, wo das Windspiel sein zweites Frühstück aus den Händen der Kammerfrau empfing.

„Ganz gut, nur muß ich Ihnen sagen, daß ich mich entsetzlich langweile."

„Aber, mein Gott, wie ist das möglich; besitzen Sie denn nicht Alles, was eine Frau sich nur wünschen kann, die schönste Wohnung, die kostbarste Einrichtung —"

„Die eleganteste Equipàge," spottete Judith, seine Stimme und Haltung copirend, „den kleinsten Groom u. s. w. Dennoch langweile ich mich zum Sterben, und ich bin deßhalb entschlossen, Sie zu verlassen und ein neues Leben zu beginnen."

„Das kann doch unmöglich Ihr Ernst sein," erwiderte der Bankier mit einer ungläubigen Miene, welche Judith so komisch fand, daß sie darüber laut auflachte.

„Ich habe mir wirklich vorgenommen," fügte sie wieder ernster werdend hinzu, „mich von der Welt zurückzuziehen."

„Reden Sie keine Thorheiten!" sagte Herr Dumoulin, „Sie werden doch in kein Kloster gehen wollen?"

„Und warum nicht in ein Kloster? Wenn mir nun gerade das belieben sollte?"

„Was Sie doch für wunderliche Einfälle haben. Es ist zum Todtlachen."

Der Bankier lachte in der That so heftig, als wollte er seine Worte zur Wahrheit machen; er lachte so lange und so stark, bis ihm wirklich der Athem verging und der Schweiß in großen schweren Tropfen auf seiner gerötheten Stirn stand.

Erst als ihm Judith einen ihrer strengen vernichtenden Blicke zuwarf, zügelte er diesen Ausbruch seiner rohen Lustigkeit.

„Ich begreife noch immer nicht," bemerkte er zu seiner Entschuldigung, „wie Sie zu solchen närrischen Gedanken kommen."

„Das ist auch nicht nöthig, und Sie würden mich auch nicht verstehen, selbst wenn ich Ihnen Alles sagte."

„Oh, ich kenne Sie, das ist wieder eine Ihrer Capricen, die wie der Wind Ihnen angeflogen kommen und ebenso schnell auch vergehen; morgen werden Sie nichts mehr davon wissen wollen."

„Ich werde morgen sicher denken, wie ich heute darüber denke."

„Auch wenn ich Ihre Revenuen um das Doppelte erhöhe?"

„Auch wenn Sie meine Revenuen um das Doppelte und selbst um das Dreifache erhöhen.“

„Alle Wetter!“ rief Herr Dumoulin, in hohem Grade überrascht, „das ist stark, und die Sache scheint mir doch ernsthafter, als ich gedacht. Sie sind krank und ich werde Ihnen meinen Arzt schicken.“

„Bemühen Sie sich nicht. Für meine Leiden gibt es keine Medicin.“

„Doch! Ich besitze ein Mittel, das mich noch nie im Stich gelassen hat und alle Krankheiten der Frauen auf der Stelle heilt.“

Mit diesen Worten zog der lächelnde Bankier ein kostbares Etui aus der Tasche seines weiten Paletots und öffnete dasselbe durch einen leisen Druck auf die verborgene Feder.

Vor Judith's Augen glänzte und funkelte ein Diamantschmuck, wie sie ihn schon längst sich gewünscht hatte und wie ihn keine Fürstin jemals schöner trug.

Das blitzte und schimmerte, spielte in allen Farben des Regenbogens, die Steine leuchteten wie

eingefangene Sonnenstrahlen, wie verkörpertes Himmelslicht. Ein magischer Zauber ging von ihnen aus und blendete ihren Blick. Dämonische Blitze umkreisten sie und verschlangen sich zu einem Feuernetz, worin schon mehr als Ein Frauenherz gefangen wurde. Die Geister der Tiefe, die rothen und blauen Kobolde, die blitzenden, schimmernden, gleißenden Gnomen der Unterwelt reichten sich die Hände zum verführerischen Reigen, lachten und kicherten, lockten und sangen das alte Lied von den Freuden der Welt, vom Genuß des Lebens, von rauschender Lust und bacchantischem Taumel.

Ein Schrei der Bewunderung entschlüpfte unwillkürlich Judith's schönen Lippen, als der herrliche Schmuck in seinem verführerischen Glanz sie anzulächeln schien.

„Nun, was sagen Sie dazu?“ fragte der triumphirende Bankier.

„Ihr Schmuck ist schön, wunderschön und würdig einer Königin.“

„Er ist unter Brüdern 100,000 Francs werth und war ursprünglich für meine Frau bestimmt,“

bemerkte Herr Dumoulin. „Aber Sie sollen sehen, daß ich kein Opfer scheue, um alle Ihre Wünsche zu erfüllen. Der Schmuck ist der Ihrige, unter der Bedingung, daß Sie Ihre Grillen fahren lassen.“

Ein schmerzlicher Seufzer entrang sich der Brust der Schauspielerin; es war der letzte Kampf der weiblichen Eitelkeit mit ihrer Liebe, die letzte Verlockung, der sie siegreich widerstand.

„Behalten Sie Ihren Schmuck!“ sagte sie, indem sie mit abgewendeten Blicken, weil sie noch immer die Versuchung fürchtete, das Etui mit seinem kostbaren Inhalt zurückwies.

Eher jedoch hätte Herr Dumoulin den Einsturz des Himmels, den Untergang der Welt erwartet, als daß eine Lorette, ein Mädchen wie Judith, einen solchen Schmuck zurückweisen würde. Das ging doch über alle seine bisherigen Erfahrungen und überstieg alle seine Begriffe, spottete aller seiner Kenntnisse des weiblichen Geschlechts.

Vor Erstaunen und Ueberraschung stand er sprachlos, mit halbgeöffnetem Munde und weitaufgerissenen Augen, zur Bildsäule erstarrt, vor dem

ungeheuren, unerhörten Ereignisse. Er bedurfte erst einiger Zeit, um sich zu sammeln, und eine Pause verging, ehe er Worte für seine Empfindung fand.

„Judith!“ rief er voll Entsetzen aus, „Sie sind wahnsinnig.“

„Durchaus nicht. Ich besitze, wie Sie sich überzeugen können, vollkommen meinen Verstand.“

„Sie schlagen diesen, diesen Schmuck aus. Das kann nur eine Wahnsinnige thun.“

„Ich habe Ihnen schon einmal gesagt, daß mein Verstand durchaus nicht gelitten hat, und muß Sie daher ersuchen, Ihre Ausdrücke besser zu wählen.“

„Wenn Sie nicht wahnsinnig sind, so —“

Ein jäher Verdacht durchzuckte den Bankier, plötzlich hatte er die volle Wahrheit erkannt, aber er wollte, er konnte nicht glauben, daß Judith einen anderen Mann gefunden, der ihn bei ihr zu verdrängen vermochte.

Wer in Paris war noch im Stande, so wie er alle ihre kostbaren Wünsche und Launen zu be-

friedigen? Dazu mußte man mehr als Millionär, mußte man Herr Dumoulin sein, der an Einem Tage an der Börse Hunderttausende gewann.

Nein, nein! es ist nicht möglich.

„Sie denken doch nicht daran, mir einen Nachfolger zu geben?" fragte der Bankier noch immer in zweifelndem Tone, da ihm dieser Gedanke doch gar zu lächerlich erschien.

„Ich will," entgegnete die schöne Judith, „gegen Sie vollkommen ehrlich sein, wie Sie es um mich verdient haben. Auch halte ich es unter meiner Würde, einen Mann zu täuschen. Ich werde Ihnen keinen Nachfolger in dem Sinne geben, wie Sie glauben, da ich mit Ekel und Abscheu auf meine Vergangenheit jetzt zurückblicke. Aber ich liebe, und weil ich liebe zum erstenmale in meinem Leben, rein und wahr liebe, deßhalb kann ich Ihnen nicht länger angehören, muß ich Sie und diese Welt für immer verlassen."

„Judith! das wollten, das könnten Sie thun!" fragte Herr Dumoulin ganz außer sich, da er zu den nicht eben seltenen Menschen gehörte, welche

Personen und Sachen um so höher schätzen, umsomehr vermissen, je weniger sie ihnen erreichbar sind. —

Erst jetzt empfand er die ganze Schwere des ihm drohenden Verlustes, die Unersetzlichkeit seiner Geliebten, welche seiner Eitelkeit schmeichelte und zugleich durch ihre fröhliche Laune, ihren ursprünglichen Witz für seine Unterhaltung und Zerstreuung sorgte.

Noch immer hoffte er, sie von ihrem Entschlusse abwendig zu machen, indem er ihr die ungeheuersten Summen bot und zuletzt sein ganzes Vermögen zu ihren Füßen legte. Ihr fortdauernder Widerstand reizte ihn nur noch mehr, und er ging endlich so weit, daß er ihr ein bindendes Versprechen geben wollte, sich von seiner Frau scheiden und mit ihr trauen zu lassen; ein Glück, das nach seiner Ueberzeugung keine Frau in Paris zurückgewiesen hätte.

Als aber Judith zu seinem höchsten und schmerzlichsten Erstaunen auch dieses glänzende Anerbieten ablehnte, verfiel er in eine förmliche Raserei, in eine

an Wahnsinn grenzende Liebeswuth, die zugleich ebenso komisch als furchtbar war.

Er schrie und tobte, klagte und weinte, umklammerte ihre Füße und erklärte, sie nicht missen zu können, nicht verlassen zu wollen, so daß sie ein tiefes Mitleid mit ihm empfand.

„Beruhigen Sie sich, mein Freund!“ sagte sie in milderem Tone. „Sie sehen, daß mein Entschluß feststeht, und daß nichts auf der Welt ihn zu ändern vermag.“

„Nein!“ stöhnte Herr Dumoulin, „Sie dürfen, Sie werden mich nicht verlassen. Wenn Sie von mir gehen, weiß ich nicht, was ich anfangen, wie ich meine Tage verbringen soll.“

„Sie werden eine andere Geliebte finden, die Sie weniger mit ihren Launen und Capricen quälen wird.“

„Diese Qualen sind eben mein Entzücken. Sie erscheinen mir stets neu und originell, während mich die anderen Frauen nur langweilen.“

„Sie sind reich und besitzen daher die Mittel, sich zu zerstreuen und zu amüsiren.“

„Oh! diese Zerstreuungen, diese ewigen Amüsements sind mir in der tiefsten Seele zuwider. Meine Diners ekeln mich an, diese Gesellschaften werden mir täglich unerträglicher. Selbst mein Reichthum erscheint mir nur als eine Last, da er mir die Gelegenheit giebt, die Menschen von ihrer schlechtesten Seite kennen zu lernen. Jeder schmeichelt mir, alle Welt drängt sich zu mir, aber ich weiß nur zu gut, daß man sich im Stillen über mich lustig macht, daß man mich verspottet und verhöhnt, daß man mich nur benützen und ausbeuten will. Sie allein waren stets aufrichtig gegen mich. Sie haben mich nicht verwöhnt, sondern mich gereizt, gepeinigt und gequält. Darum eben liebe ich Sie, darum bete ich Sie an, fällt kein Opfer mir zu schwer für Sie."

„Aber Sie besitzen eine schöne Frau, mit der Sie wenigstens vor der Welt ein glückliches Leben führen. Auch haben Sie Kinder, welche, so viel ich weiß, Ihnen Freude machen."

„Meine Frau," entgegnete Herr Dumoulin, „ist schön, aber einfältig, was sie jedoch nicht hin=

dert, sich den Hof machen zu lassen. Unsere Ehe ist nicht besser und nicht schlechter als gar viele Pariser Ehen, eine fortgesetzte Heuchelei, eine vor der Welt, dem Staate und der Kirche geheiligte Lüge und Convention. Vortheil und Interesse binden uns, während wir sonst vollkommen gleichgiltig einander gegenüberstehen. Meine Kinder sind zugleich meine Erben, die Erben eines reichen Vaters, und sehen in mir nur das Portemonnaie, den Geldschrank für ihre Bedürfnisse und Ausgaben. Ihre Liebkosungen, ihr Lächeln, ihre Küsse täuschen mich nicht. Es sind nur unbezahlte Wechsel, Rechnungen von Schneidern und Modistinnen und Pferdehändlern, die sie mir unter dieser zärtlichen Form zu präsentiren suchen. Oh, Sie wissen nicht, Judith, wie unglücklich einsam und elend ein reicher Mann in Paris ist."

Der Schmerz hatte in der That den Bankier beredt gemacht und zugleich ihn selbst über seine Verhältnisse aufgeklärt. Alle geheimen Leiden des Parvenu, die er sich selbst verschwiegen oder seine Eitelkeit ihm bis jetzt verhüllt, brachen mit einem

Male gewaltsam und fast gegen seinen Willen hervor.

Auch er erkannte plötzlich und unwillkürlich die schwere Last des Daseins, die furchtbare Oede seiner Existenz. Umsomehr klammerte er sich an das Weib, welches noch den einzigen Reiz auf seine abgestumpfte Seele auszuüben vermochte. Von neuem wiederholte er seine früheren Versprechungen, Beschwörungen und Bitten, bis er erschöpft zu ihren Füßen niedersank.

Plötzlich aber, als alle seine Bemühungen vergebens waren und seine erotischen Ausbrüche Judith nur mit einem Gemisch von Mitleid und Entsetzen erfüllten, sprang er vom Boden auf, indem er sich der rasendsten Eifersucht überließ.

Mit der Liebe zu Judith verband sich zugleich der Wunsch, sich an dem Gegenstande ihrer neuen Leidenschaft zu rächen, ihn womöglich zu verderben, um so das vermeintliche Hinderniß seines Glückes, die Ursache seiner Qualen aus dem Wege zu räumen.

„Wer aber,“ fragte er mit bebender Stimme,

„hat mir Ihr Herz geraubt? Wer ist der Glückliche, den Sie lieben? Ich will ihn wenigstens kennen, und wäre es nur um Ihretwillen."

„Ich habe keinen Grund," entgegnete die Schauspielerin, „seinen Namen zu verschweigen, obgleich Sie derselbe nur wenig oder gar nicht interessiren kann."

„Oh! Sie wissen nicht, wie begierig ich bin, den Mann kennen zu lernen, der Sie mir entführt."

„Sie irren sich, Herr Dumoulin. Bis zu diesem Augenblick hat derselbe keine Ahnung von einer Leidenschaft, die mich selbst überrascht hat. Erst seit wenigen Stunden weiß ich, daß ich ihn liebe, und Sie sind der Erste und Einzige, dem ich mein Geheimniß mitgetheilt."

„Sehr verbunden, aber sein Name, sein Name!" rief der Bankier mit der höchsten Spannung.

„Fürst Vulski, den ich gestern in einer Gesellschaft zum erstenmale gesehen und kennen gelernt."

„Fürst Vulski," wiederholte Herr Dumoulin mit

verächtlichem Achselzucken, „der polnische Abenteurer, dessen Wechsel ich zurückgewiesen habe, der bis über den Kopf in Schulden steckt und dem kein Mensch mehr einen Heller borgt. Ein notorischer Verschwender und Spieler — das habe ich wirklich nicht erwartet."

„Ich habe Sie nicht um die Vermögensverhältnisse des Fürsten befragt," erwiderte Judith mit einer gewissen Hoheit. „Auch geht mich sein Credit nichts an. Mag er meinetwegen der ärmste Bettler sein. Was kümmert es mich? Ich liebe ihn nur darum so mehr."

„Judith!" rief der Bankier, indem er jetzt neue Hoffnungen schöpfte, „bedenken Sie, was Sie thun wollen. Dieser Mann wird Sie ruiniren und elend machen, er wird Sie in Noth und Jammer stürzen und Sie dann schmählich verlassen. Sie stehen im Begriff, die größte Thorheit Ihres Lebens zu begehen, und ich muß, ich will Sie zurückhalten, weil ich Ihr einziger und wahrer Freund bin."

„Dankbar erkenne ich Ihre Freundschaft an, aber geben Sie sich keine unnütze Mühe."

„Sie wissen nicht, was Sie thun wollen, was Sie im Begriffe stehen, Ihr blinden Leidenschaft zu opfern. Sie sind verwöhnt; Ihre ausschweifendsten Wünsche werden von mir erfüllt, jeder Wink von Ihnen ist mir ein Gebot. Reichthum und Luxus umgiebt Sie, mein ganzes unermeßliches Vermögen steht zu Ihren Diensten. Und das Alles wollen Sie aufgeben für einen Mann, der trotz seines Ranges Ihnen nichts zu bieten vermag als eine traurige Vergangenheit und eine noch traurigere Zukunft, der, wie ich sicher weiß, von seinen Gläubigern verfolgt wird und dessen zerrüttete Verhältnisse weltbekannt sind.“

„Ich habe Ihnen schon einmal gesagt, daß die wahre Liebe nicht nach dem Allen fragt, daß das Herz keine Börse ist, die nach dem Curse oder Credit den geliebten Mann abschätzt, daß wirkliche Leidenschaft keine Berechnung anstellt und keine Bilanzen zieht. Bisher habe ich meine Seele verkauft, jetzt will ich sie einmal zur Abwechslung verschenken, und Niemand soll mich daran hindern.“

„Aber Sie werden sich unglücklich machen und zu spät Ihre Thorheit bereuen. Der Fürst ist nicht allein arm und verschuldet, er gilt auch in der Gesellschaft für einen zweideutigen Charakter, für einen Abenteurer, und mehr als Eine Frau soll von ihm verrathen und geopfert worden sein. Darum halte ich es für meine Pflicht, Sie vor ihm zu warnen."

„Wenn ich aber geopfert sein wollte?" fragte Judith, mehr mit sich als zu dem Bankier sprechend. Was wäre die Liebe, wenn sie vor dem Opfer zurückschreckte? Die indische Wittwe stürzt sich mit ihrem besten Schmuck in den flammenden Scheiterhaufen und folgt lächelnd der Leiche des geliebten Gatten in den Feuertod. In den Gluthen schmilzt das Gold, läutert sich das Herz von den irdischen Schlacken, steigt der befreite und verklärte Geist zum Himmel auf. Oh! ich sehne mich nach den heiligen Flammen, aus denen die Seele rein und schuldlos hervorgeht: Willkommen Jammer, Noth und Leid; willkommen süßer Tod! Ich weiß, daß ich am schwindelnden Abgrund stehe, aber mit un-

widerstehlicher Gewalt lockt mich die verführerische Tiefe. Dort unten in dem stillen Thal, unter dem grünenden Rasen finde ich Ruhe und Frieden, die ich hier im wilden Strudel des Lebens umsonst gesucht. Was ist denn Liebe anders als Sterben, Hingebung und Opfertod?"

Mit Entsetzen lauschte der Bankier diesen Ergüssen Judith's, welche seine Gegenwart nicht zu beachten und gänzlich vergessen zu haben schien. Er hielt sie für krank, für wahnsinnig, da ihm ihre Worte gänzlich unverständlich blieben und ihm trotz seiner langen Bekanntschaft ihr ganzes Wesen wie ein befremdendes Räthsel erscheinen mußte, so daß er vor ihr ein heimliches Grauen empfand.

„Judith!" rief er ihr darum zu, „ermannen Sie sich; Sie scheinen mir wirklich ernstlich krank zu sein, Ihre Gedanken schwärmen, Ihre Wangen glühen und Ihre Augen glänzen fieberhaft. Ich will um Hilfe rufen."

„Bleiben Sie! Ich habe mich nie wohler befunden, nie klarer über mich und meine Verhältnisse gedacht."

„Und Sie beharren bei ihrem Entschluß? Sie wollen und können mich wirklich um diesen polnischen Fürsten verlassen?"

„Sie sehen, ich kann nicht anders, selbst wenn ich wollte."

„Ueberlegen Sie noch einmal, was Sie thun, und fassen Sie keine voreiligen Entschlüsse. Sie sind aufgeregt, und trotz Ihrer Versicherung befinden Sie sich in einem unzurechnungsfähigen Zustande. Ich kenne das seit heute aus eigener Erfahrung. Wir befinden uns in einer ganz ähnlichen Lage. Darum lassen Sie sich und mir noch Zeit. Ich komme morgen Früh wieder, um Ihre letzte Entscheidung zu vernehmen. Ueber Nacht kommt guter Rath, und Sie werden gewiß zur Erkenntniß Ihrer Thorheit kommen. Geben Sie mir Ihre Hand, nicht zum Abschied, sondern zum Zeichen eines baldigen Wiedersehens."

Mechanisch überließ sie ihm ihre Hand, welche der Bankier mit seinen heißen leidenschaftlichen Küssen bedeckte. Noch immer hoffte er auf ihre

Sinnesänderung, indem er in seiner Verblendung es nicht für möglich hielt, daß sie ihm, dem reichsten und nach seiner Meinung nobelsten Mann von Paris, einen armen verschuldeten Fürsten vorziehen würde.

VIII.

Das Opfer.

Als Herr Dumoulin gegangen war, blieb Judith noch einige Zeit in Gedanken versunken zurück, indem sie das sorgenschwere Haupt auf ihren weißen Arm stützte.

In diesem Augenblick glich sie in der That dem Bilde der büßenden Magdalena; ihr langes schwarzes Haar floß in wilden, ungekünstelten Locken um das bleiche Gesicht und den einst so stolzen, jetzt gebeugten Nacken. Ihre großen, sonst so feurigen Augen hatten sich unwillkürlich mit Thränen gefüllt, und um den üppig rothen Mund spielten die zuckenden Schlangen eines tiefen, wahren Schmerzes. Schwere Seufzer hoben und senkten

den schwellenden Busen, und durch ihre Glieder rann ein kalter Schauer.

Sie war erschöpft von diesem inneren Kampf, aus dem sie als Siegerin hervorgegangen; aber diese Erschöpfung hatte sie nur noch schöner gemacht, ihre abgespannten Züge schienen jetzt durchgeistigt, wie verklärt.

Sie hatte sich selbst wiedergefunden, und wenn auch ihr Entschluß nur ein neuer Irrthum war, so erschien er ihr doch als der erste Schritt zu einem besseren Leben. Tief in ihrem Innern fühlte sie eine früher nie gekannte Seligkeit, und die Thränen, welche jetzt so reichlich flossen, galten einzig und allein ihrer beklagenswerthen Vergangenheit, mit der sie für immer gebrochen hatte.

Langsam und gefaßt erhob sie sich jetzt von ihrem Lager, indem sie noch einen Blick auf ihre glänzende Umgebung warf, welche sie noch heute verlassen wollte. Die kostbaren Möbel von Rosenholz und Acajou, die prächtigen Schränke von Boule, mit Silber und Perlmutter ausgelegt, die herrlichen Vasen und Kunstwerke, Bilder und Statuen waren

ihr nur die Zeugen ihrer Schmach, erinnerten sie nur an ihr früheres, ihr selbst verhaßtes und verächtliches Dasein.

All dieser Luxus war der Kaufpreis ihrer Schande, Geschenke des reichen Bankiers, die sie ihm jetzt ohne Bedauern zurückließ, so schwer es ihr auch bei ihrer Verwöhnung fallen mußte, den Comfort und den bisherigen Ueberfluß zu entbehren.

Mit einem kleinen Schlüssel öffnete sie ein geheimes Schubfach ihres Secretairs, vor ihren Augen blitzte und funkelte eine seltene Fülle von Schmuck und Geschmeide, die sie von ihrem Anbeter erhalten, die Augenweide der Frauen, schimmernde Colliers, schwere Armbänder von Gold und Email, Nadeln und Brochen, mit Perlen und Diamanten besetzt und öfters so kunstvoll und zierlich geformt, daß die Arbeit des Künstlers den Werth der Edelsteine und des Goldes noch beiweitem übertraf.

Ohne diesen Schatz, der einst sie entzückt hatte, eines Blickes zu würdigen, legte sie Alles in eine Cassette von werthvollster Marquetterie-Arbeit und adressirte sie an Herrn Dumoulin.

Auch ihre Garderobe unterwarf sie einer sorgfältigen Prüfung, da sie entschlossen war, nichts von dem zu behalten, was sie an ihr früheres Verhältniß erinnern konnte.

In den eleganten Schränken befand sich ihre Ausstattung, so reich und glänzend, um die Wünsche einer Fürstin zu befriedigen. Da hingen die kostbarsten Roben von Seide und Sammt, an denen die ersten Modisten von Paris ihren Geschmack und ihre erfinderische Phantasie erschöpft hatten; der goldgestickte Burnus, mit dem sie bei ihrer Ausfahrt in das Bois de Boulogne Sensation erregt und den Neid aller Frauen hervorgerufen; das Brüsseler Spitzenkleid, ein Meisterwerk, wie von Elfenhänden aus Mondstrahlen und Wellenschaum gewebt, leicht wie eine Frühlingswolke und luftig wie ein Kindertraum.

Auch von diesen glänzenden Nichtigkeiten, an denen jedes Weib mehr oder minder hängt, nahm sie jetzt Abschied, indem sie ihrer erstaunten Kammerfrau das Verzeichniß ihrer ganzen Toilette-Gegenstände übergab, mit dem Zusatz, daß der ihr

wohlbekannte Herr Dumoulin darüber zu verfügen habe.

Sie selbst wählte nur ein einfaches Kleid, über das sie eine abgelegte Mantille von schwarzer Seide warf. Die wenigen Habseligkeiten, die ihr wirklich angehörten, band sie in ein Tuch.

So arm, wie sie einst gekommen, verließ sie ihre glänzende Wohnung, indem sie den Schlüssel zu derselben dem Concierge übergab, der ihr verwundert nachstaunte.

An der nächsten Straßenecke winkte sie einem Fiaker, dem sie die Nummer eines Hauses nannte. Dieser nickte und schwang die Peitsche, worauf sich der Wagen in Bewegung setzte, in welchem die Schauspielerin Judith, die Königin des Pariser Lorettenthums, mit niedergelassenem Schleier, um nicht erkannt zu werden, einer ungewissen Zukunft entgegeneilte.

Zu derselben Stunde fuhr der Fürst Bulski, dem sie ohne sein Wissen das unter ihren Verhältnissen größte Opfer gebracht hatte, in seinem eleganten, leider noch nicht bezahlten Gig durch die Stra-

ßen von Paris nach den Champs=Elysées, wo sich die vornehme und müßige Welt um diese Zeit zu versammeln pflegt. Zunächst durfte er, als einer der Löwen des Tages, bei keiner derartigen Gelegenheit fehlen, da jede Stellung auch Verpflichtungen auferlegt, keine aber schwerere als die scheinbar unbeschäftigte eines Dandy in der Gesellschaft.

Derselbe ist in der That der beklagenswerthe Sklave seiner exclusiven Lage; er muß stets in der ausgesuchtesten Toilette erscheinen, gleichgiltig, ob er sie seinem Schneider schuldig bleibt. Seine Zeit gehört ihm nicht, keine Minute kann er sein eigen nennen. Zur bestimmten Stunde muß er sich in diesem Salon oder an jenem Vergnügungsort zeigen; er hat keine Wahl, wenn er nicht auf sein Ansehen, seine mühsam errungene Position verzichten will.

Die Mode mit ihren seltsamen und erbärmlichen Launen ist seine Herrin, sie schreibt ihm seinen Anzug, seine Toilette vor, die Art und Weise, wie er seine Haare scheiteln, seinen Stock in der Hand tragen soll. Sie bestimmt seinen Umgang,

seine persönlichen Beziehungen, die Sprache, die er sprechen, die Bücher, welche er lesen, sogar die Frau die er lieben darf.

Vom frühen Morgen bis zum späten Abend findet er keinen ruhigen Augenblick, sieht er sich gehetzt und verfolgt. Hier muß er seine Karte abgeben, dort einen Besuch abstatten, mit einer widerwärtigen alten Frau, welche aber das Ohr der Gesellschaft besitzt, einen Rubber spielen, oder mit ihrer noch schrecklicheren Tochter die Tortur eines Contretanzes leiden. Nichts ist so unbedeutend, was er nicht zu beachten hätte: den Hund der Marquise, den Papagei der Gräfin und vor Allem die Dienerschaft mit ihren scharfen Zungen und stets zum Empfangen ausgestreckten Händen.

Nicht immmer sind es nur Flachköpfe, die sich unter das gesellschaftliche Joch schmiegen und die nicht beneidenswerthe Stellung eines Salonlöwen einzunehmen und selbst mit den größten Opfern zu behaupten suchen. Oft verbirgt die einfältige und verspottete Maske des Dandy die tiefsten Absichten und Pläne, den brennenden Ehrgeiz des zukünftigen

Staatsmannes, die feinsten Berechnungen des Intriguanten.

Auch Fürst Bulski befand sich in einer ähnlichen Lage, indem er sich genöthigt sah, dieses und noch so manches andere Opfer seinem Rang und seinem Credit zu bringen, der mit seinem Ansehen in der Gesellschaft steigen oder fallen mußte.

Um sich in der letzteren zu behaupten, war er gezwungen, Schulden zu machen, und um diese ferner machen zu können, mußte er in der Gesellschaft eine seinem Range angemessene Stellung einnehmen. So bewegte er sich fortwährend in einem Kreise, den er vergebens zu durchbrechen suchte; so wuchsen seine Verlegenheiten ins Unermeßliche, einer Lawine gleich, die fortrollend Alles mit sich reißt und zuletzt in ihrem Sturze sich sellbst begräbt.

Nichts aber demoralisirt so sehr den ganzen Menschen, als ein derartiger fortwährender Kampf mit den äußeren Bedürfnissen, mit der Noth des alltäglichen Lebens, der gemeinen Wirklichkeit. Je höher aber der Rang des Betreffenden ist, desto trauriger und unhaltbarer erscheint seine Lage, so

daß es in der That nichts Elenderes giebt, als das zunehmende Proletariat der Aristokratie.

Nur gezwungen spielte der Fürst die ihm aufgenöthigte Rolle des Dandy, und wie er hoffte, bald zum letztenmale, da er entschlossen war, Paris für einige Zeit zu verlassen und zunächst sein Glück in Wiesbaden zu versuchen.

Je länger er darüber nachdachte, desto mehr bestärkte er sich in seinem Entschlusse, Alles zu wagen, um sich aus der peinlichen Lage zu befreien, in der er sich durch eigene und fremde Schuld befand. Auch ihn ekelte die fortwährende Lüge an, zu der er sich durch seine eigenthümliche Lage gezwungen sah. Durch einen kühnen Schlag hoffte er sich aus allen Verlegenheiten zu reißen, und wenn das Glück ihm sich günstig zeigte, sein ihm stets vorschwebendes Ziel zu erreichen.

Dazu bot ihm seine Begegnung mit dem Philosophen die willkommene Gelegenheit, wenn sich dessen Versprechungen auch nur einigermaßen erfüllten. So chimärisch diese ihm auch bei ruhiger Betrachtung erscheinen mußten, so klammerte er sich

doch daran, wie der Ertrinkende an den trügerischen Strohhalm.

Von der Nothwendigkeit überzeugt, daß eine Veränderung in seinem vielfach zerrütteten Leben eintreten müsse, von innerer Unruhe und Hast fortgetrieben, war er nur zu sehr geneigt, dem zufälligen Ereignisse eine geheimnißvolle Bedeutung beizulegen und darin einen Wink des Schicksals zu erblicken. Zugleich verlieh ihm die Aussicht auf das mögliche Gelingen seiner Pläne eine erhöhte Spannung und gab seinem Leben einen neuen Reiz.

In dieser Stimmung besuchte der Fürst heute seine gewohnte Promenade, wo er, so lange er noch in Paris verweilte, auch nicht fehlen durfte, umsomehr, da ihm daran gelegen war, den Eindruck des gestrigen Abends bei seinen Freunden und Bekannten zu verwischen.

Deßhalb nahm er noch einmal die ihm verhaßte Maske des Dandy vor, um die Welt zu täuschen.

„Lüge, Alles Lüge!“ dachte er im Stillen.

„Jeder muß in dieser verwünschten Comödie seine Rolle bis zu Ende spielen. Auch ich muß vorläufig noch eine Larve vornehmen, bis ich sie fortwerfen und mich in meiner wahren Gestalt zeigen darf.“

Dieser Gedanke und die Aussicht auf eine nahe Umwandlung seines Geschickes versöhnte ihn mit seiner augenblicklichen Lage, so daß er mit der ihm eigenen Virtuosität und Leichtigkeit als Dandy und Löwe des Salons erschien, indem er sich ganz dieser Situation und der damit verbundenen Stimmung überließ.

In elegantester Toilette und vorgeschriebener nachlässiger Haltung lenkte er selbst das feurige Vollblutpferd an seinem Gig, während der kleine Groom in glänzender Livree sich behaglich in dem Fond des Wagens dehnte, wie es die eigensinnige Mode des Tages verlangt, welche den Herrn und Besitzer einer Equipage zum Bedienten oder Kutscher degradirt.

Der Fürst befand sich augenscheinlich in besserer Laune und hatte seine mächtigen Leiden, sowie alle Sorgen um eine zweifelhafte Existenz von sich

abgestreift. Mit sichtlichem Behagen genoß er den herrlichen Morgen, blickte auf das bewegte Treiben der Straßen und Boulevards mit ihren strahlenden Riesenscheiben, vergoldeten Cafés und glänzenden Läden, mit dem lustigen Drängen und dem heiteren Lärm des Tages.

Die nächtlichen Schatten und Gespenster waren verschwunden, und Paris erschien ihm wieder im Sonnenglanz wie eine kokette Schöne in verführerischer Toilette und ihrem besten Schmuck.

Auch ihn fesselte von neuem das alte Schauspiel, das man nie müde wird zu sehen, diese permanente Ausstellung des Luxus, dieser Zusammenfluß einer Welt, diese Entfaltung von Eleganz, Schönheit und Ueberfluß, welche dem oberflächlichen Auge die Kehrseite des Lebens, Noth, Armuth, Laster und Verbrechen, wie mit einem täuschenden Blumenteppich verhüllt.

Wieder lächelte die alte Heuchlerin mit bezaubernder Anmuth und verführerischer Liebenswürdigkeit. Hell strahlten die prächtigen Schaufenster mit ihren Schätzen und Kunstwerken, glänzten die Salons

der Restauranten mit ihren zierlich ausgelegten Delicatessen, Bergen von Austern, lebendigen Hummern und Schildkröten, verlockenden Früchten, mit der ganzen Augenweide des Gourmands; lustig klapperten die Tassen und Dominosteine vor den Cafés, wo die Habitués ihr Frühstück einnahmen, die Morgenzeitung lasen, ihre gewohnte Partie spielten.

Zierlich wie eine Bachstelze hüpfte die Grisette mit den kleinen Füßen auf dem Troittoir und vermied mit reizendem Geschick die noch von dem gestrigen Regen nassen Stellen, indem sie das hochgeschürzte Kleid noch höher nahm und ihr untadeliges Bein dem flanirenden Kenner preisgab. Hier rollte in glänzender Equipage eine Dame der vornehmen Welt an dem Fürsten vorüber und erwiderte seinen Gruß mit einem halb verbindlichen, halb vorwurfsvollen Lächeln, das ihn an frühere schöne Stunden erinnerte; dort nickte ihm eine bekannte Lorette vertraulich zu, mit den muthwilligen Augen blinzelnd und einladend.

Alles lockte ihn zu neuem Genuß, versprach ihm neue Lebensfreuden. Die ganze Atmospäre schien

ihm von Luft geschwängert; selbst der Staub, den der vorangegangene Regen nicht ganz zu löschen vermochte schimmerte wie Gold, und sogar der Straßenschmutz der ewigen Lutetia glänzte heute in seinen Augen.

Auf der Place de la Concorde brannte die Sonne heißer und in ihrem Lichte stieg der Obelisk von Luxor klar empor, der versteinerte Gedanke eines tausendjährigen Volkes, einer untergegangenen Welt, und in seiner Nähe rauschten und plätscherten die beiden Springbrunnen — die lebensfrohe Gegenwart im Angesichte der erstarrten Vergangenheit.

Auch sie lehrten, wie Welle auf Welle verrinnt, wie kurz das Leben und wie schnell der unbenützte Augenblick entflieht. Auch auf diesem Platze sprach die Geschichte und erzählte von der Guillotine, die einst hier gestanden hat, von den blutigen Häuptern eines hingerichteten Königs, und einer schönen Königen, von der edlen Schwärmerei einer Charlotte Corday, von dem Enthusiasmus der Gironde im Angesichte des bleichen Todes, von den Furien der Revolution und von dem Blut, das hier geflossen,

von dem letzten Seufzer der Gemordeten und von dem wilden Jubel eines entarteten Volkes, welches die abgeschlagenen Köpfe mit seinem Beifallsschrei begrüßte.

Jetzt aber spielten unschuldige Kinder auf der furchtbaren Gerichtsstätte der Revolution, und aus dem nahen Garten der Tuilerien tönte das fröhliche Gelächter und der heitere Lärm der lebenslustigen Menge.

Schön war heute Paris, und üppiger als je entfaltete es seine verführerische Freuden in den elysäischen Feldern.

Hier wogte und drängte sich um die Mittagszeit auf dem glatten Asphalt die elegante Welt, rollten die vornehmen Equipagen, sprengten die Reiter auf edlen Rossen, tönte von allen Ecken und Enden berauschende Musik.

Bald sah sich der Fürst von dem Strudel fortgerissen, mitten in der glänzenden Strömung von den Wellen des um ihn brausenden Meeres hingetragen. Die schöne Tänzerin Athenais sprengte in knapper Amazonentracht an ihm vorüber und warf

ihm neckend ein kostbares Bouquet zu. Dort fuhr der ihm befreundete Dichter an der Seite seiner geliebten Gräfin, der Schwiegertochter jenes berühmten Staatsmannes, der mit dem alternden Metternich die Geschicke Europas damals leitete.

Rücksichtslos überließ sich die hochgestellte Dame ihrer Leidenschaft zu dem talentvollen Schriftsteller und gefiel sich in den tollsten Extravaganzen.

Jetzt lenkte sie, ihre Cigarrette rauchend, den glänzenden Phaëton, stolz auf ihre Geschicklichkeit und ihren Geliebten.

Der Fürst Vulski begrüßte das seltsame Paar und nahm die Einladung zu einem gemeinschaftlichen Diner an, das die Gräfin bei einem kleinen Restaurant des Quartier Latin arrangirt hatte, da sich die excentrische Frau in den wunderlichsten Gegensätzen gefiel, heute als hohe Dame in den Tuilerien zu den königlichen Festen Louis Philipp's erschien, morgen in Mabille oder Ranelagh mit Grisetten schwärmte und mit ihnen um die Wette Cancan tanzte.

In dieser Gesellschaft des talentvollen Schrift-

stellers und der bizarren Gräfin verlebte der Fürst den Rest des Tages. Das Diner zeichnete sich durch seine Originalität aus, und glich in der That einer geistvollen Orgie, wobei Wirthin und Gäste sich in sprudelnder Laune und witzigem Uebermuth überboten.

Unwillkürlich fühlte man sich in jene vergangenen Tage versetzt, wo die Roués der Regentschaft in ihren verborgenen Lusthäusern ihre nicht minder pikanten und ausgelassenen Bacchanalien feierten, mit schönen Frauen und Dichtern schwärmend, die materiellen Genüsse durch den Geist würzend und den Geist durch sinnliche Genüsse reizend.

Wie die Olympier bei ihrem Nektarmale, lachten und scherzten diese modernen Götter mit Grazie über die Vorurtheile des blinden Haufens, über die Gesetze einer Welt, über der sie vermöge ihres Talentes und ihres Ranges hoch zu stehen glaubten.

Waren sie nicht die Auserwählten und darum frei von allen Fesseln, nur ihrer eigenen schrankenlosen Subjectivität folgend?

Was kümmerte sie das Urtheil der Menge, das sie tief verachteten?

Sie schlürften aus goldenen Pocalen den süßen Wein und schwelgten in Ambrosia, sie lebten und liebten ohne Sorgen, ohne Qual in einem ewigen Freudenrausch.

Solch ein Mal feierten auch jetzt die drei Exclusiven, indem sie sich rücksichtslos ihrer heiteren Stimmung, ihrer tollen Laune überließen. Nur zuweilen stimmte der Dichter einen ernsteren Ton an, und seine Stirne verdüsterte sich, während ihn eine plötzliche Ahnung der irdischen Vergänglichkeit, ein Schauer vor dem Abgrund des Lebens unwillkürlich zu ergreifen schien; dann aber scherzte und küßte die übermüthige Gräfin die aufsteigenden Wolken ihm von der Stirn wieder fort.

„Was fehlt dir, mein Freund?“ fragte sie ihn vorwurfsvoll. „Sind wir nicht jung und ist der Augenblick nicht schön?“

„Aber der Augenblick entflieht und der nächste kann uns schon für immer trennen.“

„Denken wir nicht an die Trennung. Noch

umschlingen dich meine Arme, noch halte ich dich fest, küsse ich deine Lippen, reiche ich dir den schäumenden Becher der Lust."

„Und morgen reißt dich ein verhaßter Gatte aus meinen Armen, ruft dich der zürnende Vater nach dem fernen Norden zurück, zwingt dich das eherne Gebot des mächtigen Czars, mich zu verlassen."

„Morgen stürzt die Welt in Trümmern," spottete die Gräfin seine und ihre eigenen Befürchtungen hinweg, „morgen öffnet die Erde ihren schwarzen Rachen und verspeist Paris zu ihrem Diner. Morgen kommt der jüngste Tag, tönte die schauerliche Posaune des Gerichts, die mein Schwiegervater vortrefflich schmetternd bläst, ruft der himmlische Czar die Gestorbenen aus ihren Gräbern und sondert die schwarzen sündhaften Böcke von den weißen loyalen Schafen. Morgen müssen wir in die Hölle wandern zu den Verdammten, unter denen wir jedenfalls unsere besten Freunde und Bekannten wiederfinden werden, den alten lustigen Kreis, die ganze amüsante Gesellschaft von Paris, während

droben im Paradiese sich die Heiligen und Seligen langweilen und mit Neid auf uns herabblicken werden . . ."

„Morgen," fuhr die Gräfin plötzlich ernster werdend fort, „wird die Trennungsstunde vielleicht auch für uns schlagen, werden wir von einander gerissen werden und für immer unter heißen Thränen Abschied nehmen, darum wollen wir den heutigen Tag, jede Stunde, jede flüchtige Minute noch genießen; morgen geht die Welt unter, darum will ich heute noch mich des schönen Daseins freuen."

„Und müssen wir denn scheiden?" fragte der Dichter. „Was hält dich ab, die lästigen Fesseln zu sprengen und mir für immer anzugehören?"

„Thörichte Frage!" erwiderte sie in verändertem scharfen Tone. „Sie scheinen zu vergessen, welche Kluft uns für immer trennt."

„Sie ist nicht unübersteiglich für die wahre Liebe."

„Nur keine Phrasen, mein geliebter Freund! Wir wollen uns nicht täuschen. Ich liebe Sie und

Sie lieben mich heiß und innig, wahr und treu — in diesem Augenblick. Aber wissen wir, was die nächste Secunde bringt? Schwören Sie nicht, es wäre ein Meineid; machen Sie mir keine Gelöbnisse die Sie nicht zu halten im Stande sind. Wer von uns ist seines Herzens sicher? Haben Sie nie vor mir eine andere Frau geliebt, werden Sie nach mir nicht andere Lippen küssen? Nur die Gegenwart ist gewiß, nur der Moment ohne Zweifel. Ein Thor, wer auf die Zukunft baut und an eine Ewigkeit unserer Gedanken und Gefühle glaubt. Wind und Welle sind beständiger als unser Herz, und im Wechsel sucht der Geist das Glück. Der Besitz ist der Tod der Liebe und ihr Grab die Alltäglichkeit."

Eine wunderbare Umwandlung war mit der Gräfin vorgegangen; die ausgelassene Grisette war verschwunden und die vornehme Dame mit der ganzen kalten Ueberlegenheit ihres Ranges und ihrer Erziehung an deren Stelle getreten. Selbst in ihren Zügen machte sich die Veränderung bemerkbar: der Ausdruck ihres Gesichtes wurde immer stolzer

und eisiger, das muthwillige Lächeln der üppig schwellenden Lippen war einem fast höhnischen Zuge gewichen, während die großen dunklen Augen mit ungewohntem Ernste blickten.

Die kleine graziöse Figur schien gewachsen zu sein, und ihre ganze Haltung erinnerte wieder an ihre hohe gesellschaftliche Stellung, die sie zwar aus Lust und Laune zuweilen fallen ließ, aber nie im Ernst jemals aufzugeben gedachte.

Während die arme Judith dem Traume einer noch unerwiderten Liebe das höchste Opfer brachte, war die Gräfin über die bloße Zumuthung eines solchen tief empört, indem sie es mit ihrem Range und ihrer Würde zwar vereinbar hielt, die erklärte Geliebte eines Dichters zu sein, aber mit Entrüstung den Gedanken zurückwies, auf die Vortheile ihrer Geburt und auf ihre exclusive Stellung in der Gesellschaft zu verzichten.

„Es giebt keine Ewigkeit,“ sagte sie mit erhobener Stimme. „Darum sind wir Thoren, wenn wir die Gegenwart der Zukunft, die Wirklichkeit einem Traume opfern.“

„Und doch,“ versetzte der Dichter, „glaube ich an eine Ewigkeit, die sich dem Menschen offenbart, an die Ewigkeit des Gedankens, der göttlichen Idee, welche von Jahrhundert zu Jahrhundert sich in stets neuen und immer höheren Formen manifestirt, an die Ewigkeit der Wahrheit, die immer von neuem geboren wird, und trotz Kerker, Acht und Bann endlich über die Lüge siegt, vor Allem an die Ewigkeit der Liebe ohne Schranke, ohne Grenze, die der Welt und selbst dem Tode trotzt.“

„Genug philosophirt, mein lieber Freund!“ scherzte die Gräfin mit naivem Cynismus. „Ich will dich nicht mit Gründen, sondern mit meinen Küssen widerlegen. Jetzt aber laßt uns aufbrechen und den schönen Abend im Freien genießen. Ich habe Lust, mich wieder einmal zu encanailliren, wir wollen gemeinschaftlich den Ball St. Cécile besuchen.“

Der gekränkte Dichter suchte seine launenhafte Geliebte von ihrem neuen Einfall abzubringen, indem er die Inconvenienzen eines derartigen Vorhabens ihr lebhaft vorstellte; aber die Gräfin spottete

im übermüthigsten Tone über seine Bedenklichkeit. Sie liebte diese tollen Extravaganzen, wobei sie zu dem Volke herabstieg und sich den wildesten Zerstreuungen überließ, um sich für den Zwang der sogenannten guten Gesellschaft schadlos zu halten.

Sie fand heute an dem Fürsten einen willkommenen Bundesgenossen, da auch er zum letztenmale vielleicht das Leben genießen und von der Thorheit Abschied nehmen wollte.

Ihrem gemeinschaftlichen Drängen sah auch der Schriftsteller sich endlich gezwungen, nachzugeben. Der nächste Fiaker wurde angehalten und brachte die Freunde nach dem berüchtigten Tanzlocal, einem Lieblingsort der Pariser Demi-monde und ihrer Anbeter aus den höheren Ständen.

Unzählige Gasflammen leuchteten hier zwischen den schattigen Bäumen, schimmerten mitten unter den Blumen gleich herumtanzenden Leuchtkäfern, spiegelten sich in den rauschenden Fontainen und murmelnden Cascaden.

Von dem Orchester tönte die schmetternde Musik der Quadrillen, Walzer und Galoppaden. In wilder

Lust rasten die Tänzer, Bacchanten und Mänaden gleich, sich fest und fester umschlingend, hinstürmend im wirbelnden Taumel.

Hoch schäumte der Becher der Freude, der ungezügelten Sinnlichkeit und spottete aller Schranken des Gesetzes, welches in der Gestalt und Uniform des allerdings mehr als Ein Auge zudrückenden Sergent de Ville erschien.

Hier überließ sich ein kecker Student in weiter Pluderhose, den Hut schief auf das Ohr gesetzt, den allen Glauben übersteigenden Ausbrüchen einer grenzenlosen Heiterkeit, wobei er von seiner Grisette, einem echten Pariser Kinde mit stumpfer Nase, schwarzen Haaren, rothen Lippen, womöglich übertroffen wurde.

Unter schallendem Gelächter der Menge führten sie das pikante Schauspiel eines Pas de deux auf, das an die äußersten Grenzen des Erlaubten streifte, indem Beide die gewagtesten Stellungen und schlüpfrigsten Geberden ohne alle Zweideutigkeit zum Besten gaben und ihre Glieder in der wunderbarsten Weise verrenkten, schleiften, bald nachlässig niedersinkend,

bald wie einen Federball in die Höhe schnellen ließen, zuweilen damit abwechselnd, daß die Tänzerin die männlich ergreifende, der Tänzer die weiblich nachgiebige Rolle übernahm.

Dort saß eine verlorne Frau, die einem Künstler zum Modell einer Venus dienen konnte, im Kreise ihrer Verehrer und copirte in ihrer ganzen Haltung und Toilette die Manieren und die Sprache der vornehmen Welt, während die Gräfin sich bemühte, den Ton und das Wesen der sie umgebenden Grisetten anzunehmen, mit ihnen um die Wette Cigarren rauchend und in den keckſten Herausforderungen sich gefallend.

Immer toller wurde der Lärm, immer betäubender und berauschender der Freudentaumel, immer jauchzender das Schmettern der Musik. Durch den ganzen Garten stürmte das wilde Heer der Tänzer, zu einer einzigen infernalischen Riesengaloppade jetzt vereint. Unaufhaltsam wälzte sich der Strom durch die strahlenden Gänge und Alleen, Alles mit sich gewaltsam fortreißend, eine unübersehbare Kette von dämonisch rasenden Männern und bacchantisch schönen

Frauen mit weißen Schultern, üppigen Busen, flatternden Locken, glühenden Wangen und blitzenden Augen.

Ihre Hände verschlangen sich, die brennenden Lippen berührten, die Glieder verstrickten, der heiße Athem vermischte sich in wilder Trunkenheit. Die ganze Atmosphäre schien zu glühen und zu leuchten; überall tanzende Flammen, hüpfende Lichter zwischen den Bäumen, zwischen den Blumen, in dem Strahle der Fontainen, in den schimmernden Cascaden, auf den Wangen und in den versengenden Blicken der Männer und Frauen, welche geisterhaft gleich Irrwischen über den Sumpf des Lebens dahinschwebten.

Von dem unwiderstehlichen Strudel ergriffen, sahen sich die drei Freunde fortgerissen und getrennt.

Erst spät nach Mitternacht gelangte der Fürst in seine Wohnung; auf ihrer Schwelle begrüßte ihn ein bleiches, schönes Weib, Ihre Arme umschlangen ihn, ihre Lippen küßten ihn, und unter Thränen der Lust und des Schmerzes sank die arme Judith an die Brust des erstaunten Mannes, der sein unerwartetes Glück nicht mehr von sich ließ.

Inhalt des ersten Bandes.

In Reih' und Glied.

Roman

von

Friedrich Spielhagen.

5 Bände. Geh. 6 Thlr. 22½ Sgr.

Friedrich Spielhagens „**In Reih' und Glied**" hat einen erfolggekrönten Rundgang durch gauz Deutschland gemacht. Mit großer Spannung folgt man der Entwickelung des breit angelegten Romans. Die in demselben handelnd auftretenden Personen fesseln unser Interesse bis zum letzten Moment, und die episodisch in den Gang der Ereignisse verwebten Figuren gewähren wohlt uende Ruhepunkte inmitten eines farbenprächtigen Gemäldes. Und doch reizt Spielhagen unsere Phantasie nicht durch Ungeheuerlichkeiten; er muthet dem Verstande nicht Dinge zu, denen selbst das nur Wahrscheinliche noch zu reell ist, und die sich in Regionen verlieren, wohin ihnen nur Jene folgen können, die Alles auf Treu und Glauben für wabr halten, was ihnen in französischen Romanen geboten wird. In Spielhagens „In Reih' und Glied" baben wir es mit wirklichen, leibhaftigen Menschen zu thun. Wir fühlen mit ihnen; ihre Freuden lassen unser Herz aufjauchzen; ihre Schmerzen bereiten uns trübe Augenblicke; wir lieben mit ihnen und wir entziehen uns dem Hasse nicht, der auf ihre Seele düstere Schatten wirft. Und doch bilden weder glückliche noch unglückliche Liebe, weder Reichthum noch Armuth allein die Ingredienzien dieses Romans; große politische Probleme sind es, denen sich die Helden des Romans weihen und für die sie kämpfen, streben und unterliegen. Der Roman spielt in Preußen, in jenen Tagen, wo Lassalle, inmitten einer dumpfig gewordenen Zeit, das Proletariat mächtig aufregte durch das von ihm gepredigte Evangelium der Ar-

heit unter dem Schutze des Staates. Die politischen Kämpfe dieser Zeit werden auf's spannendste und die Parteien in ihren Vertretern aufs getreueste geschildert. — Von diesem actionsreichen Hintergrunde heben sich von dem Hauche wahrer Poesie angewehte deutsche Frauengestalten ab. Somit ist dieser Roman Spielhagens nach seinem Umfang, nach kunstvoller Anlage und Durchführung, wie nach dem Ideengehalte unstreitig das bedeutendste Werk des Dichters.

Der Wildpfarrer.

Historischer Volks-Roman

von

Otto Müller.

3 Bände. Geh. 4 Thlr. 15 Sgr.

Der „Wildpfarrer" ist ein merkwürdiger Roman mit weiten cultur-historischen Perspectiven. Den Inhalt desselben bildet die endliche Versöhnung zweier Dörfer: Orlau und Wolfsheim, die sich gegenseitig die Schuld an dem Brande einer benachbarten Kapelle beimaßen. Einestheils ist es die Liebe eines Wolfsheimers zu einer Orlauerin, welche den Grund zur Versöhnung abgiebt, aber hauptsächlich die gemeinsame Begeisterung, die mit dem Ausbruche der Freiheitskriege die Bewohner beider Dörfer zum Kampfe für das Vaterland erfüllt. Alle die Krankheiten, an denen der deutsche Volksbürger Jahrhunderte lang gelitten, die Befangenheit im römischen Wesen, die feudalen Reste, welchen die Reformation bei Weitem nicht so gründlich, als in England ein Ende gemacht, der büreaukratische Schlendrian, die politische Apathie, der Kastengeist werden geschildert. Die Heilung tritt ein, als mit den Freiheitskriegen eine nationale That einen gesunden Hauch verbreitet. Der politische Aufschwung der Freiheitskriege heilt den Schaden, den der dreißigjährige Krieg über Deutschland gebracht hat. Somit sind es Gedanken von tiefgehender Bedeutung, die unter der Form eines wohlgelungenen Romans hier näher ausgeführt werden.

Druck von W. Moeser in Berlin, Stallschreiberstr. 34.

Ring, Max,

Ein verlorenes Geschlecht Roman

Bd.: 1

Berlin (1867)